

# Der **endlose Weg**

F. John-Ferrer

Deutsche Grenadiere  
im Ostfeldzug

Roman



rosenheimer

Eigentlich hatte der Gefreite Josef Brosik gehofft, endlich in Urlaub gehen zu können – da erfährt er, dass er statt dessen zu einer neu aufgestellten Einheit versetzt wird. Vom eher geruhsamen Besatzungsdienst in Frankreich geht es in die Hölle der Ostfront. Schon bei der ersten Feindberührung wird fast das ganze Regiment vernichtet; Brosik gehört zu den wenigen Überlebenden. In der Folgezeit wird er Meldegänger – eine zwar bevorzugte, aber dennoch harte Aufgabe. Sie führt gleichzeitig dazu, dass Brosik viele Einheiten und Offiziere kennen lernt und über die Zustände an der Ostfront wesentlich mehr weiß als ein Großteil seiner Kameraden. Da er Russisch kann, weiß er bald auch recht gut darüber Bescheid, was die Zivilbevölkerung und die russischen Soldaten denken.

F. John-Ferrer zeichnet in diesem fesselnden Kriegsroman ein authentisches Bild der Ostfront, das nichts beschönigt und nichts verschweigt – ein Dokument einer entfesselten, barbarischen Zeit und eines Geschehens, zu dem es nie wieder kommen darf.

ISBN 3-475-53195-X



9 783475 531958

Handlung und Personen sind frei erfunden. Eventuelle Ähnlichkeiten sind daher rein zufällig und unbeabsichtigt.

4., neu bearbeitete Auflage

© 2002 Rosenheimer Verlagshaus GmbH & Co. KG, Rosenheim

Titelbild: Süddeutscher Verlag Bilderdienst, München – Scherl

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN: 3-475-53195-X

Eingelesen mit [ABBY Fine Reader 16](#)

# 1

Um den Urlaubsschein zu bekommen, muss der Gefreite Josef Brosik nur noch ins Krankenrevier und sich den Vermerk «Keine ansteckenden Krankheiten, ungezieferfrei» auf dem Laufzettel ein tragen lassen.

«Fühlen Sie sich krank?»

«Nein, Herr Oberarzt. Kerngesund.»

„Juckt’s wo?“

«Auch nicht, Herr Oberarzt.»

Der Arzt schreibt schon und fragt so nebenbei: «Wo sind Sie zu Hause?»

«In Brüx, Herr Oberarzt, im Sudetenland», fügt Brosik erklärend hinzu.

«Ach, ja! Braunkohlenpott», nickt der Oberarzt und reicht ihm den unterschriebenen Laufzettel.

«Dann viel Spass daheim.»

«Danke, Herr Oberarzt.»

Jetzt hat Brosik alles beisammen. Nur der Urlaubsschein, das Wichtigste, fehlt noch.

Er rennt hinaus, zieht den Kopf ein und läuft über den mit Regenpfützen bedeckten Antreiteplatz zur Kompaniebaracke hinüber.

Was ist das doch für ein scheussliches Wetter! Richtige Allerseelenstimmung! Regen, kalter Wind, der von der Kanalküste herüberfegt und die Nässe gegen die geteerten Barackenwände klatscht.

Die Schreibstube. Verqualmt. Es riecht nach Kognak, weil es heute Marketenderwaren gegeben hat. Für jeden Mann eine

Flasche Sekt und Kognak, Zigaretten und noch allerhand Zeug. Die Schreibstubenhengste haben knallrote Gesichter und verschwiemelte Äuglein.

Brosik grüsst und legt den Laufzettel auf die Barriere. «Alles beisammen, Herr Unteroffizier. Kann ich jetzt den Urteilschein kriegen? Mein Zug fährt um sechs Uhr zwo.»

Warum grinst der Mayerhofer so? Und jetzt beugt er sich herüber.

«Wird leider nischt draus, Brosik. Sie werden noch heute in Marsch gesetzt. Empfangen Sie sofort auf der Kammer die Klammotten. Winterklamotten. Sie und neun Mann werden zu einer Division im Osten versetzt. Der Chef verabschiedet euch um ...» – Mayerhofer schaut auf die Armbanduhr, unterdrückt einen Rülps – «um Punkt drei Uhr in der Kantine.»

Brosik ist es, als habe man ihm einen Sandsack auf den Kopf geschlagen. In die Knie ist ein Zittern gerutscht.

«Aber ... das ist doch ...», stottert er.

«Das ist 'n Regimentsbefehl», sagt Mayerhofer. «Nischt zu machen, Brosik.»

«Mensch ...» Mehr bringt Brosik nicht heraus. Dann macht er kehrt und geht. Draussen vor der Tür muss er sich an die Wand lehnen. Er wischt sich mit der flachen Hand übers Gesicht. Ihm ist hundeeelend zumute, zum Heulen.

Ist das Schikane? Vorbedachte, raffiniert ausgeklügelte Schikane? Wie kann man einem Hungrigen die Wurst vor den Mund halten und sie wegziehen, wenn er zubeissen will! Warum plötzlich Versetzung, wo ich doch schon auf der Urlaubersliste stehe? Warum ausgerechnet ich?

Der Spieß war immer nett. Der Chef – nun ja, mit dem wird keiner so richtig warm – ist einer von denen, die ihre Aufgabe

tierisch ernst nehmen. Brosik ist kein junger Hupfer mehr und tat bisher seine Pflicht, wird sie auch weiter tun, wie jeder andere Besatzungssoldat in Frankreich.

Man weiss nicht genau, wer dieser Josef Brosik eigentlich ist. In der Kompanie heisst es, er sei schon in der polnischen Armee gewesen, andere wieder vermuten, dass er bei den Tschechen gedient habe, weil man hörte, dass er mit tschechischen Emigranten sprach. Aber dieser gescheit aussehende Gefreite unterhält sich auch mit der französischen Bevölkerung sehr fliessend. Was hat man sich schon für Mühe gemacht, ihm ins Herz zu schauen; es ist bisher niemandem gelungen. Klar ist, dass Brosik mit den tschechischen Emigranten ebenso gut auskommt wie mit der französischen Bevölkerung. Wie viele Sprachen er kann, steht nicht einmal im Wehrpass. «Ein undurchsichtiger Charakter», hat der Chef unlängst zum Spiess gesagt. – Wirklich undurchsichtig? Nur weil Josef Brosik ein paar Sprachen im Repertoire hat und nur schwer mit jemandem Freundschaft schliesst?

Insgesamt sind es zehn Mann, die versetzt werden. Brosik ist der einzige Verheiratete, die anderen sind ledig. Klar, dass diese Versetzung Schikane ist! Auch Leo Brumme, der Einzige, der Brosik näher steht, ist dieser Meinung. Leo wird ebenfalls versetzt, das nimmt der Angelegenheit ein bisschen die Schwere.

«Es stellt sich immer wieder heraus, dass der Barras ein verfluchtes Ding ist», sagt Brosik. «Aber vielleicht kommen wir durch Brüx, und ich kann meine Frau sehen.»

«Jedenfalls ist es eine bodenlose Gemeinheit, dass sie dir statt den Urlaubsschein ‘nen Marschbefehl in die Hand gedrückt haben.»

Brosik hat es überwunden. Befehl ist Befehl. So ähnlich lautet auch die kurze Ansprache des Chefs in der Kantine.

Dabei schaut er Brosik an, als würden diesem speziell die üblichen Phrasen von der Treue zum Vaterland, Pflichterfüllung und tapferem Soldatentum gelten.

«Ich gebe euch eine gute Beurteilung mit», sagt er noch. «Ihr werdet bald befördert werden. – So, und jetzt wünsche ich euch alles Gute und viel Soldatenglück!»

Sie sind entlassen. Zehn Mann gehen auf die Stuben und packen ihre Klamotten. Der Transport soll gegen Abend abgehen und besteht aus vier Waggons, in denen die «Versetzen» – etwa hundert Mann mit denen aus den anderen Kompanien sind es geworden – abgeschoben werden.

Es ist ein trostlos finsterer Novemberabend des Jahres 1942, als der Zug davonrollt und Ersatz für den Osten in die Nacht hinausträgt.

An der belgisch-französischen Grenze wird für längere Zeit Halt gemacht. Im Abteil, in dem Brosik sitzt, wird gepennt oder Dauerskat gekloppt. Die trübe Blaulichtfunzel an der Wagendecke verleiht den Gesichtern Totenblässe. Noch immer schnürt Regen an die sorgfältig verdunkelten Abteifenster.

Ein paar belgische Schwarzhändler sind plötzlich da und verkaufen Zigaretten, obszöne Fotografien und «echt französische Parfüms».

«Kamerad, haben Sie deutsche Mark zum Umwechsell?»

«Nee, nischt. Wir brauchen sie selber.»

«Pardon, Kamerad.»

Die Herren mit den krampfhaft lächelnden Gesichtern und den Baskenmützen auf den Köpfen verschwinden wieder.

Leo Brumme gähnt.

«Jupp», sagt er plötzlich, «du hast doch die Wehrpässe mit-

bekommen. Los, mach das Paket auf. Wir schauen mal nach, was uns der Alte für 'ne Beurteilung geschrieben hat.»

Brosik zögert. «Leo, ich weiss nicht recht ...»

«Quatsch! Mach den Umschlag auf!»

«Ja, wir wollen unsere Beurteilung sehen!» rufen die anderen.

Der grosse Umschlag, in dem die Wehrpässe stecken, ist nur flüchtig zugeklebt und lässt sich bei genügender Vorsicht leicht öffnen.

«Zur Einsichtnahme», sagt Brosik und reicht jedem seinen Wehrpass. «Wer die schlechteste Beurteilung bekommen hat, gibt einen Kasten Bier aus!»

Es wird still im Abteil. Jeder blättert aufgeregt in seinem Wehrpass. Draussen lärmt der Bahnbetrieb. Der Regen hat nachgelassen.

Brosik ist auf einiges gefasst, aber was er jetzt liest, treibt ihm das Blut ins Gesicht. «Undurchsichtig», steht da geschrieben, «charakterlich schwer zu beurteilen, schliesst sich bewusst von der Kameradschaft aus. Benehmen: unsoldatisch, mangelhafte Pflichterfüllung, Vorgesetzten gegenüber von arrogantem Benehmen. Politisch unzuverlässig, wie es scheint, da Herkunft und Vergangenheit nicht feststellbar. Gesamturteil: schlechter Soldat, der streng geführt werden muss.»

Und alle haben mir ins Gesicht hinein freundlich getan, denkt Brosik. Der Spiess an der Spitze, der Alte und sämtliche Figuren um ihn herum. Schlechter Soldat! – Wie gemein! Ich habe mir immer Mühe gegeben, es recht zu machen, ich war nie frech, ich wollte bloss nichts mit dem grossen Haufen zu tun haben ... Und meine Vergangenheit? ... – Brosik lehnt den Kopf an die Rückwand und schliesst die Augen – Sauber ist alles ... ohne Tadel! Was kann ich dafür, dass ich in Bukarest zur Welt



gekommen bin? Deutsch sind wir, hat Papa gesagt. Immer nur deutsch gewesen – der Grossvater, die Grossmutter, alle, die vorher waren!

Um den schmallippigen Mund des Gefreiten spielt ein starres Lächeln. Dann gibt er sich einen Ruck und steckt den Wehrpass in den Umschlag zurück.

Es sind noch zwei Kameraden da, die schlimm weggekommen sind. Der ehemalige Unteroffizier Franz Dachert – zum Grenadier degradiert, weil er einen Leutnant einen «dummen Hund» genannt hatte, ihm die Pistole aus der Hand schlug, dann die Faust zwischen die Augen setzte – ist ganz und gar ein unbrauchbarer Soldat. Der Beurteilung nach. Kein Wort davon, dass Dachert sich tadellos führte, Abbitte tat, sich willig zeigte und ganz offenbar die Wiedererlangung der verlorenen Litzen anstrebte. Gemeingefährlicher Charakter. Punktum. Lohnte es sich da überhaupt noch, etwas gutmachen zu wollen?

«So erzieht man Deserteure», murmelt Franz Dachert. Dann steht er plötzlich auf, nimmt den Karabiner und will das Abteil verlassen.

Brosik weiss sofort, was der Kamerad vorhat, springt auf und verstellt ihm den Weg.

«Wo willst du hin, Franz?»

«Luft schnappen. Hier ist so ‘n Mief.»

Brosik will ihm das Gewehr wegnehmen. «Wenn du Luft schnappen willst, brauchst du keinen Karabiner, Franz. Gib her.»

«Lass mich ... !»

«Gib her, sag ich!»

«Du sollst mich in Ruhe lassen, Jupp!» brüllt Dachert. «Ich bin nichts wert! Kein Hahn kräht mehr nach mir! Ich will nicht mehr ... ich hab’s satt ... satt ... satt!»

«Sei kein Idiot, Franz! Gib die Knarre her!»

Sie ringen um das Gewehr. Der eine zerrt hin, der andere her. Die anderen mischen sich ein und zerren die beiden auseinander. Nur schwer beruhigt sich Dachert, setzt sich keuchend auf die Bank und presst verzweifelt die Fäuste gegen die Augen.

«Mensch, Franz», sagt Leo und legt ihm den Arm um die Schulter. «Denkste, mir geht's besser? Ich les dir vor, was das Dreckschwein geschrieben hat: Grenadier Leo Brumme ist faul, widerspenstig und zeigt sich gelegentlich aufsässig. Schlechter Soldat. Liederlich. Zweimal von der turnusmässigen Beförderung zurückgestellt. Na», fragt Leo und klopft Dachert auf die Schulter. «Ist das nicht wunderbar?»

«Gebt die Wehrpässe her», lässt Brosik sich mit auffallend sachlicher Stimme vernehmen. «Es hat keinen Zweck, wenn wir uns ärgern. Wir wissen jetzt, wen man an die Front schickt, und dort wird sich's zeigen, was der Einzelne wert ist.»

Zwei Tage wartet der Transportzug an der belgischfranzösischen Grenze, dann rollt er nach Lockern weiter, wo der «Ersatz» auf die verschiedenen Regimenter und Bataillone aufgeteilt wird. Leo Brumme kommt zur sechsten Kompanie, Brosik und Dachert zur elften.

«Ich bin froh, dass wenigstens wir beide zusammengeblieben sind», sagt Dachert zu Brosik. «Hoffentlich reissen sie uns nicht doch noch auseinander.»

Am nächsten Tag steht ein Oberleutnant vor dem Ersatzhaufen. Jeder muss Dienstgrad, Name, wie lange Soldat und Ausbildung melden.

Der Oberleutnant, Brillenträger, baumlang und schmal, steht vor Franz Dachert. Der reisst die Knochen zusammen:

«Grenadier Franz Dachert, sechs Jahre Soldat, ausgebildet als Artillerist, seit acht Monaten bei der Infanterie!»

Die Augen hinter den Brillengläsern sind blassblau und schauen neugierig. «Sechs Jahre Soldat und erst Grenadier? Was haben Sie ausgefressen?»

«Ich habe ...» Dachert versucht, das Geständnis so leise wie möglich zu formulieren, aber doch hören es alle.

«Aha», macht der Oberleutnant und weicht einen kleinen Schritt zurück, «so einer sind Sie. Degradiert!»

«Rangherabsetzung, Herr Oberleutnant.»

«Das ist dasselbe.»

Der Oberleutnant geht weiter. Dann muss Brosik seine Meldung machen:

«Gefreiter Brosik, neunzehn Monate Soldat, U-Lehrgang, ausgebildet an allen leichten Infanteriewaffen.»

«Warum wurden Sie noch nicht zum Unteroffizier befördert?»

«Es war keine Planstelle frei, Herr Oberleutnant.»

Der Oberleutnant schaut zu Dachert zurück, der mit gesenktem Kopf im Glied steht. Jetzt die misstrauische Frage an Brosik: «Seid ihr beide etwa aus einer Kompanie?» Der Oberleutnant deutet mit dem Kopf zu Dachert.

«Nein, Herr Oberleutnant», schnarrt Brosik. «Ich war bei der zwoten, er bei der dritten.»

Oberleutnant Kroske scheint kein «wilder Mann» zu sein. Mit der Brille sieht er wie ein Lehrer aus, ungefährlich also, ein bisschen schlaksig. Man hört noch am selben Tag, dass er kurz vor der Beförderung zum Hauptmann steht – sieht dann am nächsten Tag, dass es passiert ist, denn der neue Herr Hauptmann schaut reichlich verkatert aus der Wäsche. Da man einem verkaterten Vorgesetzten tunlichst aus dem Weg gehen soll, hält Brosik sich in der Unterkunft auf und hört mit Dachert den Wehrmachtsbericht.

«Im südlichen und nördlichen Abschnitt der Ostfront sind nur örtliche Kampfhandlungen im Gang. Die Abwehrkämpfe

im mittleren Abschnitt dauern bei starker Kälte an. Zahlreiche Angriffe des Gegners sind am entschlossenen Widerstandswillen unserer Truppen gescheitert. Die Luftwaffe griff mit Kampf- und Jagdfliegerverbänden in die Erdkämpfe ein und zerschlug an mehreren Stellen im Tiefangriff die Bereitstellung sowjetischer Kräfte. Bei Nachtangriffen auf Moskau ...»

«Achtung!», brüllt jemand.

Ein Unteroffizier ist hereingekommen. Die Lautsprecherstimme bricht ab.

«Ist hier ein Gefreiter Brolek, Bruzek oder so ähnlich?» fragt der Unteroffizier.

«Jetzt kommt's raus», flüstert Dachert Brosik zu. «Sie holen dich, und du wirst wegen Falschmeldung bestraft.»

Brosik winkt ab und steht auf.

«Sie meinen wahrscheinlich mich, Herr Unteroffizier. Gefreiter Brosik bin ich.»

«Genau. – Sofort zum Chef kommen. Bringen Sie ja Ihren Anzug in Ordnung, sonst springt Ihnen der Hauptmann mit dem Nackten ins Gesicht.»

Brosik schnallt um, setzt das Krätzchen auf und folgt dem Unteroffizier.

Brosiks Herz rumpelt hart gegen die Rippen. Scheusslich, dass man nie die Angst loswird, von jemandem gefressen zu werden. Sind doch auch nur Menschen, in Uniform halt – der eine mehr, der andere weniger böse oder gut. Vielleicht haben sie meine Beurteilung gelesen, denkt Brosik, und jetzt will man mich wegen meiner «unsicheren Vergangenheit» ausquetschen.

Brosik betritt die Schreibstube, baut sein Männchen und schnarrt seine Meldung herunter, dass die Fensterscheiben klirren.

Der Spiess, fettlastig, mustert Brosik nicht gerade freund-

lich. In diesem Augenblick kommt auch der Hauptmann aus seinem Zimmer.

«Ja, das ist er», sagt er zu Spiess Schimanek.

Brosiks Hände beginnen zu schwitzen.

Da kommt der Hauptmann heran und nimmt die Brille ab, blinzelt Brosik scharf an und sagt dann:

«Sie haben mir gestern gemeldet, dass Sie an allen Infanteriewaffen ausgebildet sind. Stimmt das?»

«Jawoll, Herr Hauptmann! In allen leichten Infanteriewaffen!»

«Kennen Sie sich mit dem Granatwerfer aus?»

«Den Fünf-Zentimeter-Granatwerfer kenne ich, Herr Hauptmann. Der Acht-Zentimeter gehört schon zu den schweren Waffen.»

«Sind Sie auch am Schiessbecher ausgebildet worden?»

«Jawohl.»

«Herr Arsch ...», stirnrunzelt der Hauptmann.

«Jawohl, Herr Hauptmann», ruft Brosik.

«Na, dann wollen wir mal sehen», meint Kroske und hebt den langen, manikürten Zeigefinger. «Wenn Sie mich angelogen haben, passiert Ihnen was! Kommen Sie mit.»

Brosik folgt dem Hauptmann in einen Raum, wo sämtliche Dienstgrade der Kompanie versammelt sind. Ein Tisch steht in der Mitte, darauf liegt ein Karabiner mit einem Schiessbecher. Ringsum ziemlich ratlose Gesichter. Keiner kennt sich mit diesem Ding hier aus. Das verraten auch sofort Kroskes Worte:

«Meine Herren, es hat keinen Sinn, wenn wir lange in der Gebrauchsanweisung herumsuchen. Der Gefreite wird uns das Ding erklären.»

Aller Blicke richten sich auf Brosik. Der atmet innerlich auf und verbirgt nur mit Mühe ein Lächeln.

Dann fängt er an, den Schiessbecher zu erklären. Kurz und

sicher ist sein Vortrag, schwungvoll. Der Hauptmann nickt anerkennend, der Spiess und alle Anwesenden zeigen sich nicht minder erfreut über Art und Weise der Instruktionsstunde.

«Gut», sagt Kroske, als Brosik endet, «sehr gut. Sie werden ab sofort als Ausbilder eingesetzt. Als was sind Sie in der Kompanie eingeteilt?», will er plötzlich wissen.

«Ich bin Schütze in der vierten Gruppe, Herr Hauptmann.»

«Bei Unteroffizier Leskau?»

«Jawohl, Herr Hauptmann.»

Kroske wendet sich an den untersetzten Unteroffizier mit dem breiten Bauerngesicht.

«Unteroffizier Leskau, der Gefreite Brosik wird Ihnen ab sofort als stellvertretender Gruppenführer zugeteilt.»

Na also, denkt Brosik, das ist schon etwas! Gleich nach der Instruktionsstunde erreicht Brosik es, dass Franz Dachert mit in die vierte Gruppe kommt.

Die elfte Kompanie soll am nächsten Abend verladen und in Marsch gesetzt werden. Brosik horcht in der Schreibstube herum, ob irgendeine Fahrtrichtung bekannt ist. Aber keiner weiss etwas Genaues. Sicher ist nur, dass es nach Osten geht, und dorthin führen viele Wege. In den Winter hinein – in den russischen Winter, und von diesem weiss man, dass er anders ist als der idyllische in den deutschen Landen.

Die Division ist gut ausgerüstet. Alles ist da: dicke Winterbekleidung, Schlitten, Schi, und das Regiment sowie die Kompanien sind auf Kriegsstärke gebracht worden. Die elfte Kompanie zählt 186 Mann. Der Bataillonsstab ist ebenfalls verstärkt worden. Das Regiment setzt sich aus über 3000 Mann zusammen.

Brosik macht die Entdeckung, dass man ausgerechnet den

dreizehnten November schreibt, als die Verladekommandos zusammengestellt werden und zum Bahnhof abrücken. Er ist mit dabei. Zufrieden stellt er fest, dass man gut vorbereitet gen Osten zieht. Mit «Hooo-ruck» und «Zuuu-gleich!» werden Muni-Wagen, I-Karren, Schlitten verladen, dazu Verpflegung für Mann und Ross.

Die Latrinengerüchte schwirren herum.

«Nach Leningrad geht's!», wollen die einen wissen.

«Quatsch», sagen die anderen, «nach Stalingrad rollen wir.»

«Warten wir's doch ab», schlagen die Phlegmatiker vor.

«Wir werden es ja früh genug spitzkriegen.»

«Und ich wette, dass es nach Finnland geht», ist die Meinung einiger anderer. «Wir lösen die Edelweiss-Soldaten ab.»

«Ich hab gehört, dass die 306. Infanterie-Division Leningrad stürmen soll», verrät der Bataillonsmelder.

Auf den Wagen und Karren ist eine Wildsau gemalt worden, als taktisches Zeichen. Man macht sich darüber lustig, und Dachert meint:

«Wildsau ist gut, Jupp. Schweine bringen Glück.»

«Hoffentlich macht uns der Russe nicht zur Sau», erwidert Brosik. «Ich hab mir erzählen lassen, dass in Russland die Spucke im Maul gefriert und die Läuse so gross wie Maikäfer sind.»

«Mit 'm Ritterkreuz am Buckel», lacht Dachert.

Noch lachen sie. Bald wird ihnen das Lachen vergehen, das Schwatzen vom Sieg und das Prahlen, wie leicht mit dem Iwan fertig zu werden ist.

Der Transport rollt – rollt Tag und Nacht. Je weiter man nach Osten kommt, umso kälter wird es. Aus dem Regen ist Schnee geworden. Weiss ist das Land, das der Schienenstrang durchschneidet.

Hinter Bromberg rangiert der Transportzug auf ein Nebengleis und hat Aufenthalt. Die Soldaten klettern aus ihren Viehwaggons und vertreten sich die Beine, laufen zu einem aus Richtung Osten heranrollenden Lazarettzug und sehen die ersten Opfer, hören das Gestöhne drinnen, vernehmen die ersten wirklich authentischen Berichte vom östlichen Kriegsschauplatz.

«Kameraden, ihr kommt ans Ende der Welt», sagt ein stoppelbärtiger Gefreiter, dessen linker Arm von einem Granatsplitter getroffen wurde. «Nix Kultura, nur Läuse, Dreck und mehr Iwans, als ihr denkt! Ihr werdet das Fluchen lernen!»

Der Besuch bei den Verwundeten, das Herumsitzen bei den erzählenden Kameraden hat zur Folge, dass man die ersten Läuse mit zum Viehwagen nimmt.

«Mensch! Abschuss!», jubelt ein junger Soldat und knackt die erste Laus mit Siegermiene.

Dachert vernichtet gleich sechs Stück dieser «malenki Partisan», wie man sie nennt. Auch in den anderen Waggons werden hohe Abschussziffern gemeldet.

«Herr Oberarzt, der Transport hat bereits Läuse», meldet der Sani-Feldweibel.

«Was? Jetzt schon? Bisschen früh! – Peukert, geben Sie sofort Ruslapulver aus. Jeder Läusepeter antreten und sich Ruslapulver verpassen lassen!»

Lachend dulden sie es, dass die dicke Zerstäuberspritze in den weggezogenen Hosenbund hineinbläst und das Ruslapulver in Aktion tritt. Stinken tut das Zeug zehn Meter gegen den Wind!

«Wie echte Säue», lachen sie. «Riech mal, wie ich stinke, Kamerad!»

«Geh weg, du!», schimpft der andere. «Dich riecht der Iwan schon von Weitem!»



Weiter geht's. Das polnische Land zeigt sich den Blicken. Weites, eintönig weisses Land. Dann und wann ein Dorf, eine zertrümmerte Kleinstadt.

«Mensch», sagt Dachert zu Brosik, «man merkt's doch schon, dass wir Winter haben.»

Alle merken es. Die Kälte wird schneidender, je weiter der Transportzug nach Osten gelangt.

Aufenthalt irgendwo an einer grösseren Station. Der Zug wechselt die Lok. Rumpelnd fliegen die Schiebetüren der Viehwaggons zur Seite, und die Soldaten springen mit steifen Gliedern aus der Enge.

«Gibt's hier kein Wirtshaus?» fragt der Grenadier Köhler. «Mir klebt die Zunge am Gaumen vor Durscht. Die Blutwurst war so scharf.»

«Gebt mal die Kochgeschirre her», sagt Brosik, «ich hol 'n bisschen Kaffee beim Küchenbullen.»

Die Kameraden reichen die Kochgeschirre heraus, und Brosik läuft zum Waggon vor, wo die Küche untergebracht ist.

«He, Unteroffizier, wie schaut's mit was Warmem aus?»

«Kannst du haben», sagt der Küchenunteroffizier, «aber nur, wenn du mir Wasser besorgst.»

«Wieso? Habt ihr keins? Hier gibt's doch überall Wasser.»

«Ja schon», sagt der andere, «aber ehe wir die Wasserstelle gefunden haben, geht's schon wieder weiter. Die Banausen hier verstehen kein Wort Deutsch.»

«Einsteigen!», brüllt es. «Alles einsteigen!»

«Bei der nächsten Haltestelle besorge ich euch Wasser!», ruft Brosik dem Küchenunteroffizier zu und rennt mit klappernden Kochgeschirren zum Waggon zurück.

Wasser fehlt also. Die Aufenthaltszeiten auf den Bahnhöfen sind zu kurz, um sich zur Wasserstelle durchzufragen.

Vielleicht wollen die polnischen Bahnbediensteten auch nicht verstehen, was man von ihnen wissen will. Wasser ist wichtig. Die Pferde brauchen es noch dringlicher.

Brosik sitzt also auf dem Sprung und wartet auf den nächsten Halt. Die vierte Gruppe hat sich freiwillig als Wasserhoier bereitgestellt und wird unter Brosiks Führung gleich losrennen, wenn der Zug anhält.

Das geschieht gegen Abend.

Zwölf Mann springen gleich nach dem Halten aus dem Viehwagen und rennen hinter Brosik her. Der knöpft sich einen polnischen Eisenbahner vor.

«Mensch», sagt Euler zu Kamenski, «wie gut der Brosik Polnisch redet – wie Wasser.»

Um Wasser geht es. Brosik lässt sich von dem Eisenbahner die Wasserstelle zeigen. Eine Stunde später ist die ganze Kompanie mit reichlich Wasser versorgt. Auch die anderen Kompanien kommen in den Genuss dieser kostbaren Flüssigkeit.

«Wieso geht denn das auf einmal so ruckzuck?», fragt Hauptmann Kroske.

«Wir haben einen Dolmetscher», verrät der Küchenbulle. «Der ist gleich dran, wenn der Zug hält, und lässt sich von den Polen die Wasserstellen zeigen.»

«Dolmetscher?»

«Der Gefreite Brosik, Herr Hauptmann.»

Seitdem muss Brosik bei jedem Halt dafür sorgen, dass die Kompanie mit Wasser versorgt wird. Hauptmann Kroske ist stolz darauf, dass er in seiner Kompanie einen Mann hat, der fließend Polnisch spricht. Ein toller Hecht, dieser Gefreiter Brosik! Der hat doch allerhand auf dem Kasten!

Stolpce. Letzte polnische Station. Drüben liegt schon Russland – Feindesland. Von hier weg wird die Strecke eingleisig,

weil die Russen eine breitere Schienenspur in ihr Land gelegt haben.

In Stolpce tritt ein längerer Aufenthalt ein. Der Zug hat keine Einfahrt, muss warten. Von einer Wasserstelle ist weit und breit nichts zu sehen.

«Gefreiter Brosik zum Chef!», ruft man die Viehwaggons entlang. «Gefreiter Brosik zum Chef!»

Brosik eilt nach vorne und klettert in den Personenwagen, wo der Kompanietrupp untergebracht ist.

«Brosik», sagt Hauptmann Kroske, «laufen Sie sofort los, und schauen Sie zu, dass der Zug an eine Wasserstelle zieht. Reden Sie mit dem polnischen Beamten!»

«Jawohl, Herr Hauptmann!»

«Wo haben Sie eigentlich Polnisch gelernt, Brosik?», will er schnell noch wissen.

«Ich spreche auch Russisch, Herr Hauptmann. Slawische Sprachen machen mir Spass, deshalb habe ich sie auch ziemlich leicht erlernt.»

Hauptmann Kroske nickt dem Gefreiten sichtlich wohlwollend zu und lässt ihn gehen.

Das Stellwerk liegt zweihundert Meter voraus. Brosik macht sich mit dem polnischen Eisenbahner bekannt und bittet ihn, mit dem Aufsichtsbeamten telefonieren zu können.

Zehn Minuten später zieht der Transport auf ein Nebengleis und hält neben der Wasserstelle.

«Bravo, Brosik! Gut gemacht!»

Auch der Spiess nickt anerkennend. «Sie gehörten eigentlich in den Kompanietrupp», sagt er.

«Haben Sie eine Melderausbildung?», will der Hauptmann wissen.

«Nur 'ne ganz mässige», lügt Brosik, keine Lust verspürend, beim Kompanietrupp unterzuschlupfen. «Ausgebildeter

Melder darf ich mich nicht nennen, Herr Hauptmann.»

«Sie siedeln sofort zu uns um», lautet der rasche Entscheid.  
«Holen Sie gleich Ihre Klamotten, Brosik.»

Mist verdammter, denkt Brosik, gefällt mir gar nicht.

Er trollt sich aber trotzdem und siedelt vom Viehwagen in die zweite Klasse um.

«Wir bleiben beieinander», tröstet Brosik die betrubte Kameradschaft. «Ich werde immer sehen, dass ihr gut dabei wegkommt, Kumpels.»

«Schade», brummt Unteroffizier Leskau, als Brosik mit Sack und Pack umsiedelt, «war ein cleverer Kerl, der Brosik.»

Der Gefreite Josef Brosik ist also beim Kompanietrupp und fährt jetzt nicht mehr im Viehwaggon. Tagsüber hat das seine Vorteile, weil es in der zweiten Klasse wärmer ist als im Viehwaggon, aber nachts kann man sich auf den schmalen Bänken entschieden schlechter ausschlafen als auf dem Stroh im Mannschaftswagen.

Die Fahrt geht weiter. Minsk ist die nächste Station. Man rollt also dem Mittelabschnitt der Ostfront entgegen. Links und rechts des Bahndammes sehen sie die Spuren des Krieges. Und weit ist das Land, geheimnisvoll weit, unendlich.

Die verrücktesten Parolen schwirren umher. Nachts ist es lausig kalt, und man kriecht zusammen, um sich gegenseitig zu wärmen.

Längerer Aufenthalt in Minsk. Die Lok wird abgehängt. Ein paar Minuten später kriecht der Frost in die Waggonen und bringt einen Vorgeschmack von dem, was im freien Kampffeld auf den einzelnen Mann wartet.

Brosik und Franz Dachert halten die Verbindung miteinander aufrecht. Bei jeder Gelegenheit sucht Brosik den Freund

auf, den er vor ein paar Wochen vor einer Verzweiflungstat gerettet hat.

«Weisst du, Jupp», sagt Dachert, «ich freue mich auf den Kampf. Ich will meine Gurkenschalen wiederhaben – und ich krieg sie auch wieder.»

Brosik schaut lange und aufmerksam in das hagere, schlecht rasierte Gesicht des Freundes.

«Du hängst noch immer an dieser blöden Geschichte», sagt Brosik. «Vergiss sie doch. Was sind so ‘n paar Litzen schon wert? Oder willst du sie nur haben, um die Klappe weiter aufmachen zu können?»

«Ich bin Soldat, Jupp – ich hab nichts anderes gelernt und wollte meine zwölf Jahre abreissen. Die Geschichte mit dem Fatzken hat mich um drei Jahre zurückgeschmissen. – Ich bin verheiratet, Jupp. Als Unteroffizier kriegt man mehr Moos, und das brauche ich. Ausserdem ...», fügt er leise hinzu, «schäme ich mich auch.»

«Vor dir oder den anderen?»

«Vor mir nicht so sehr, Jupp – aber vor den anderen. Man wird über die Schulter angeguckt, wenn’s heisst, dass man degradiert ist.»

«Hier tut’s niemand, Franz.»

«Doch, doch, Jupp – im gegebenen Moment kriegst du’s immer aufs Tablett.»

«Wie war das damals?»

Dachert dreht sich mit klammen Fingern ein Röllchen. «Ich war blau wie ‘ne Haubitze. Da kam die Streife ins Lokal und wollte uns rausschmeissen. Der Leutnant hatte die grösste Schnauze und faselte von Tatbericht und so. Ich sagte daraufhin dummer Hund zu ihm. Er riss die Pistole raus, und ich schlug sie ihm aus der Hand. Dann gab ich ihm noch eine ins Genick, weil er mir gegen das Schienbein latschte. Was weiter war, weiss ich nicht mehr genau. Die anderen haben mich zusam-

mengedroschen. Ich bin erst bei Vater Philipp aufgewacht. Da war der Bart ab. Tatbericht, Kriegsgericht. Jetzt bin ich wieder dort, wo ich vor sechs Jahren angefangen hab: Schütze Arsch im letzten Glied.»

Brosik klopft dem Freund auf die Schulter.

«Du kommst wieder hoch, Franz. Ganz bestimmt.

Im Einsatz geht das schnell. So oder so.»

«Oder so ...?», grinst Dachert. «Bevor ich aber ins Gras beisse, gehen noch etliche andere mit!»

Jemand steckt den Kopf durch den Türspalt und ruft:

«He! Los! Kommt! Russen sind da! Wir können prima Geschäfte machen!»

Auf dem Abstellgleis haben sich Zivilisten eingefunden und versuchen, mit den Germanski ins Geschäft zu kommen.

Man braucht alles, was angeboten wird.

«Hier, Towarisch – eine Mundharmonika! Prima Musika!»  
Der Soldat bläst ein paar Töne, und der Russe horcht verzückt zu.

«Was kosten Musika?»

«Was du gibst?»

Sie handeln. Der Russe zahlt gerne achtzig Reichsmark für die Mundharmonika. Eine Russin braucht Nähadeln und kauft das Stück für drei Mark. Ein alter Wecker bringt dem Grenadier Emil Baumer ganze 330 Mark.

«Menschenginner», staunt ein Sachse, «wo haben die Kol- lächen bloss das viele Moos her?»

Keiner weiss es zu sagen. Sie haben es einfach. Der Tausch- handel, der Schwarzmarkt blüht in Minsk.

«Wo kommt ihr her?», fragt eine auffallend gut Deutsch sprechende Russin.

«Aus Frankreich», verrät der flaumbärtige Grenadier und wird sich seines Leichtsinnes gar nicht bewusst.

«Und wo fahrt ihr hin?», will die hübsche Russin wissen.

«Wahrscheinlich nach Leningrad.»

Die Soldaten sind ja noch so unerfahren. Sie kommen sich als siegreiche Eroberer vor und sonnen sich im Erfolg derer, die das Land so weit aufgerollt haben und jetzt ganz vorne liegen. In Schnee und Eis, in finsterner Nacht, im Gebrüll der Feuerüberfälle, im Gehämmer der Maschinenwaffen.

Ab und zu tauchen russische Flugzeuge auf, aber sogleich sind deutsche da und vertreiben die feindlichen Flieger. Die Luftüberlegenheit der Deutschen ist eindeutig und schützt den Bahnhof von Minsk vor Bomben und ratterndem Bordwaffenbeschuss.

«Jungs, es geht los!», heisst es am dritten Tag. Die Zivilisten sind verschwunden. Die Soldaten klettern wieder in ihre eiskalten, engen Quartiere.

Der erste Transportzug zieht ab. Irgendwo am sternklaren Himmel steigt eine Leuchtkugel hoch.

Was ist das für ein dumpfer Donnerschlag in der Ferne?

Eine halbe Stunde später weiss man Bescheid. Der erste Transportzug ist auf eine Mine gefahren. Glücklicherweise hat es keine Verluste gegeben. Aber das Gleis ist zerstört. Warten heisst es. Stunden werden vergehen, ehe die Strecke wieder in Ordnung ist.

«Das waren Partisanen», flüstern die Neulinge sich zu und ahnen nicht, dass sie selbst an diesem Zwischenfall schuld sind, weil sie geschwätzt haben.

«Gibt's hier Partisanen?»

«Na klar!»

«Mensch, wenn ick so'n Schwein in die Finger krieg, mach ich Hackfleisch aus ihm!»

So reden sie herum, so heizen sie sich gegenseitig mit Worten ein, weil die Kälte die Glieder lähmen will. Stundenlang dauert das Warten auf das Abfahrtssignal.

Endlich setzt sich eine Lok vor den Transportzug. Zwei Russen bedienen sie, Kerle mit finsternen Gesichtern und struppigen Bärten.

Der Morgen graut, als die Lok anzieht. Langsam rollt die lange Wagenschlange aus dem Bahnhofsgelände von Minsk. Plötzlich, kaum zehn Kilometer von Minsk entfernt, tauchen zwei Ratas auf.

Kreischend hält der Zug.

«Was'n los?», wird erschrocken gefragt.

«Ratas!»

«Wo? Ich seh nischt!»

Die Ratas sind weg. Die beiden Russen von der Lok ebenfalls. Schneespuren führen in den Wald und verschwinden zwischen den Bäumen.

«Himmeldonnerwetter!», schimpft der Major. «Wir müssen weiter! – Wer kann eine Lok fahren?»

«Wer kann eine Lok fahren?», geht es von Mund zu Mund, von Waggon zu Waggon. «Ist jemand da, der eine Lok fahren kann?»

Es scheint niemand da zu sein.

Doch! Brosik geht nach vorn und meldet sich.

«Sie können eine Lok fahren?»

«Ich weiss nicht genau, Herr Major. Ich fuhr aber schon einmal eine Grubenlok. Vielleicht ist der Unterschied zwischen einer Grubenlok und einer grossen Maschine nicht allzu gross.»

«Der Brosik fährt die Lok!», geht es jetzt reihum. «Mensch, der Brosik! Das ist vielleicht 'n Kerl! Der kann aber auch alles!»

«Frisst Reissnägel und scheisst Lokomotiven!», sagt Unteroffizier Leskau.

Brüllendes Gelächter.

Brosik ist nach vorn gegangen, klettert auf die Lok und



schaut sich erst mal alles genau an, denn es ist lange her, dass er die Grubenlok gefahren hat.

Hm ... Die Bremse ist da. Der Dampfhebel steht in der Mitte. Drückt man ihn nun nach oben oder unten? Auf «Vorwärts» muss man ihn natürlich stellen.

Indessen haben die Grenadiere sich auf einen Feuerüberfall der Partisanen vorbereitet. Zum erstenmal spüren sie das, was man heisse Erwartung, Aufpassen, Spannung nennt. Der Wald ist nahe. Wie leicht kann es plötzlich zu knallen anfangen.

Der Major klettert auf die Lok. Sein faltiges Gesicht unter der Anorakkapuze verrät Unruhe.

«Na, was ist, Gefreiter?», fragt er. «Werden Sie das Ding schaukeln?»

«Denke doch, Herr Major.»

«Wir müssen weiter», drängt der Major. «Wir müssen es versuchen!»

Na schön, denkt Brosik, probieren wir es einmal. Schliesslich hängen ja über 400 Mann hintendran und Kriegsmaterial, das eine Menge Geld gekostet hat.

«Herr Major», wendet der Gefreite ein, «die Verantwortung ist gross. Wenn Sie ...»

«Natürlich übernehme ich die Verantwortung», fällt der Major nervös ins Wort.

Brosik spuckt in die Hände, packt die Kohlschaufel und schippt erst einmal die Feuerung voll. Dann drückt er den Regulator, löst die Bremse. Langsam zieht die Lok an. Kreischend und polternd setzt sich der Transportzug in Bewegung.

Links und rechts schleicht der tief verschneite Wald vorüber. Schnurgerade durchschneidet der Schienenstrang das Land. Der Schnee rieselt von den Bäumen. Fauchend und im

Schneckentempo poltert der Zug durch die weisse Einsamkeit, über der ein bleifarbener Himmel hängt.

«Ich achte auf die Signale», ruft der Major in das Gezische. «Passen Sie nur auf die Strecke auf, Gefreiter ... Ah, wie heissen Sie?»

«Gefreiter Brosik, Herr Major!», schreit er in den Lärm.

Der Major wirft seinem Lokführer einen anerkennenden Blick zu. Dann die Frage:

«Wie lange sind Sie schon Soldat?»

«Es werden jetzt zwanzig Monate, Herr Major.»

Die beiden Männer auf der Plattform schweigen, schauen aufmerksam geradeaus. Denn jetzt tritt der Wald zurück, und man fährt in freies Land hinaus.

Da erschrickt Brosik. Vorne taucht ein Gegenzug auf! Wenn der nun mit achtzig Sachen ankommt ...

«Achtung!», schreit der Major.

Brosik zieht die Dampfpeife. Dreimal schrillt das Signal durch die Winterlandschaft. Dreimal kurz gepfiffen heisst in der Lokführersprache «Gefahr», das weiss Brosik noch.

Noch mal drei schrille Lokomotivschreie. Der Gegenzug antwortet mit einem Pfiff – Verstanden! –

«Verstanden», pfeift auch Brosik. Dann gibt der Gegenzug zwei Pfiffe herüber. Heisst «Weiterfahren».

Langsam fährt Brosik dem inzwischen stehen gebliebenen Zug entgegen. Ein Mann hangelt sich von der Lok herunter und kommt, mit den Armen in der Luft herumrundernd, durch den knietiefen Schnee gewatet, während der Gegenzug rückwärts zu rollen beginnt.

Brosik bringt seinen Zug zum Stehen. Der Mann, dick verhummt, eine Pelzmütze auf dem Kopf, schwingt sich auf die Plattform und klopft Brosik auf die Schulter:

«Gut gemacht, Kamerad!» Es ist ein deutscher Eisenbahner

in Feldgrau. Als er den Dienstrang des «Heizers» erkennt, grüsst der Eisenbahner.

«Was ist das für ein Gegenzug?», fragt der Major.

«Ein Partisanen-Bekämpfungszug, Herr Major. Wir kontrollieren die Strecke.»

«Dann kannst du jetzt weiterfahren», lässt sich Brosik nehmen und wischt sich den perlenden Schweiß aus dem Gesicht. Verdammt heiss geworden ist es ihm. Er lässt nur zu gerne die vielen Hebel im Stich und übergibt sie dem entschieden sicherer fahrenden Eisenbahner.

Bald darauf stellt es sich heraus, dass der Gegenzug, stark bewaffnet und in höchster Alarmbereitschaft, den Truppentransport schon von den Partisanen niedergemacht glaubte. Haarsträubende Sachen seien auf dieser Strecke schon vorgekommen, berichten die feldgrauen Eisenbahner. Jede Woche passiere eine Schweinerei, und es sei oft zu blutigen Massakern auf Schienenweg und Strasse gekommen.

«Wir hatten euch schon abgeschrieben. Diese Bande war entweder verwirrt, weil der Zug ohne Lokführer weiterfuhr, oder es hat mit der Nachrichtenverbindung nicht geklappt.»

Der Gefreite Brosik ist angenehm aufgefallen. Der Dank des Majors findet in einer Flasche französischem «Dreistem» Ausdruck, ausserdem fallen auch Bemerkungen über «Beförderung» und «solche Männer brauchen wir immer».

Ob diese gute Meinung noch aufrechterhalten bleibt, wenn der Major die Beurteilung im Wehrpass gelesen hat: «Unsoldatisch, mangelhafte Pflichterfüllung»? – Der Gefreite Brosik wagt das zu bezweifeln.

Weiter geht es. Immer deutlicher zeigen sich die Spuren schwerer Kämpfe, je tiefer der Transportzug in die gähnenden Weiten des russischen Landes eindringt.

Richtung Süden geht es. Als der Zug an einer ruinenhaften Stadt vorbeirollt, entdeckt Brosik einen Wegweiser «Charkow». Also doch Richtung Stalingrad! Es wird davon gesprochen, dass die «Wildsau» der Kampfgruppe Hoth angeschlossen werden soll.

Ein paar Soldaten verfolgen die Reise auf der Karte.

«Jungs, ich fresse mein Koppel, wenn es nicht nach Stalingrad geht!»

Zaryzin, jetzt als Stalingrad bekannt, an der Wolga gelegen! Wie weit ist es in die Heimat zurück!

Brosik blickt nachdenklich auf das weite Land und fragt sich im Stillen: Wie denn nun, wenn man hier eines Tages wieder zurückmuss? Wenn das passiert, was schon Napoleon passiert ist: ein Rückzug! Wenn man diese riesige Weite zu Fuss bewältigen muss, kämpfend, die Angst im Nacken, dass man liegen bleibt!

Brosik schaut die Kameraden an. Welcher wird liegen bleiben? Wer wird nicht mehr zurückkommen? Sind alle dem Tod geweiht? Oder wird das Schicksal mit sich rechten lassen und diesen oder jenen begnadigen?

Auch die längste Fahrt nimmt einmal ein Ende. Die letzte Station, die Brosik sich aufgeschrieben hat, heisst Morosowskaja. In Tschernigow ist die Reise endgültig zu Ende. «Fertig machen zum Aussteigen! – Beeilen, Beeilen!»

Die Kompanien werden ausgeladen und sammeln sich bei den niedrigen Lagerschuppen. Es ist bitterkalt. Manchem wird es ein bisschen seltsam zu Mute, als der Transportzug auf ein Nebengleis rangiert, wo Männer der Sanitätstruppe frisches Stroh in die Wagen schaffen und sie für den Abtransport von Verwundeten herrichten.

Verlassen liegt der Bahnhof vor den Blicken der Kompanien, die frierend auf den Marschbefehl warten.

«Junge, Junge, hier ist's vielleicht kalt», brummt ein junger

Grenadier und trampelt sich auf der Stelle warm, schlägt die Arme um den Leib und schaut mit blau gefrorener Nase aus dem Kopfwärmer heraus. Alle trampeln am Fleck und fluchen. «Fängt ja gut an, der Mist! Warum geht's denn nicht weiter?»

Brosik unternimmt einen Erkundungsgang und schnuppert plötzlich den Duft frisch gebackenen Brotes. Eine Feldbäckerei steht zwischen den zerschossenen Häusern. In einem Schuppen stapeln sich Kommissbrote; man bringt sie warm aus der Bäckerei und schichtet sie zu jenen duftenden Bergen, die auf Brosik eine magische Anziehungskraft ausüben.

«Kann ich mich 'n bisschen bei euch aufwärmen?», fragt Brosik einen der Bäcker.

Die «Teigaffen» sind nette Kerle und haben nichts dagegen, dass er sich in den Backraum verzieht. Dort ist es mollig warm.

Nach einem kurzen Gespräch verkrümelt Brosik sich in eine Ecke und legt sich zum Schlafen nieder. «Weckt mich, wenn mein Haufen abmarschiert.»

Niemand weckt den Gefreiten; er wird von selbst wach und erfährt, dass die Kompanie noch immer drüben beim Bahnhof wartet. Was ist das für eine Schweinerei? Warum wurden keine Quartiere beschafft? Die armen Kerle können gar nicht so schnell zittern, wie sie frieren. Der ausgegebene Kaffee wärmt nur für ein paar Minuten den Bauch.

Der Morgen graut, als Brosik sich an einen stämmigen Burschen wendet und fragt:

«Kannst du mir nicht 'n frisch gebackenes Brot schenken, Kumpel?»

«Nee, kann ich nicht. Ist streng verboten. Aber wenn ich mich umdrehe, sehe ich ja nischt», sagt der Bäcker und wendet sich ab.

Brosik schiebt zwei warme Brote unter den Mantel, ruft dem netten «Teigaffen» noch einen Gruss zu und geht zur Kompanie.

«Wir warten auf den zweiten Transportzug», verrät der SchreibstubenunterofTizier. «Muss bald kommen. Das Bataillon soll geschlossen in den Einsatz gehen.»

Endlich ist der Marschbefehl da. Kommandos werden gebrüllt. «Gepäck aufnehmen! Ohne Tritt – marsch!»

Sie traben durch das zerschossene Tschernigow. Die Ausrüstung und Waffen klirren und rasseln. Der hart gefrorene Schnee knirscht unter den Tritten.

«Ein Lied zum Aufwärmen!», kommt es von vorne.  
«Nach der Heimat geht mein Sehnen! ... Zwo ... drei ... vier!»

Durch den frostklirrenden Morgen hallt der Gesang aus rauen Kehlen:

*«Nach der Heimat geht mein Sehnen,  
nach der Heimat möcht ich wieder hin.  
Möcht im Stillen heisse Tränen weinen,  
wenn ich an die Abschiedsstunde denk.  
Grosser Vater, der du bist da droben,  
lass mein Flehen nicht vergeblich sein,  
lass mich meine heiss geliebte Heimat  
und mein treues Mädchen wieder sehn ...»*

Der Atem steht als Dunstfahne vor den Mündern. Eine graue Kolonne marschiert in den frostklirrenden Wintermorgen hinein – der weissen Weite entgegen, in der die grosse Trommel des Krieges paukt.

Es soll das letzte Lied sein, das von den Ersatzsoldaten der elften Kompanie gesungen wird, mit dem treuen Mädchen in der heiss geliebten Heimat soll es kein Wiedersehen geben.

## 2

Die Karren ächzen durch den Schnee. Die Pferde stampfen und keuchen in den Sielen. Hinter den Karren schliddern und fluchen die vermummten Gestalten. Wer sich an einem Fahrzeug festhalten kann, ist besser dran, die anderen rutschen aus und fallen hin. Etliche hinken schon, kaum, dass sie zehn Kilometer weit marschiert sind.

Wie eine gläserne Glocke spannt sich der dunstige Kältehimmel über das unheimliche, ebene Land. Der Gesang ist längst verstummt. Keuchend, sich gegenseitig stützend, erreicht die Kompanie nach schlechter Marschleistung Nizni-As-trachow, ein grösseres Dorf, im Tal gelegen. Ringsum auf den niedrigen, schneebedeckten Höhen soll Stellung bezogen werden.

Es ist Abend geworden, die anderen Kompanien kommen in grösseren Zeitabständen nach. Der Gefechtsstand richtet sich ein. Es wird Essen ausgegeben. Dann kommt der Befehl, die Höhen zu besetzen und sich einzugraben.

Bei schneidender Kälte bezieht das Regiment 580 jene Höhen, die ihm zum Schicksal werden sollen. Die Grenadiere schuften sich warm, schwingen die Kreuzäxte und ringen dem Steinhart gefrorenen Boden die Deckungslöcher ab. Geradeaus, drüben im Feindgelände, rührt sich noch nichts. Die Sowjets schiessen unregelmässiges Störfeuer, das weit hinter dem Dorf einschlägt und schwarze Flecken ins Weiss der Landschaft malt.

Die Spassmacher sind verstummt. Unter den weiss-gekalk-

ten Stahlhelmen wachsen ernste Gesichter und schauen mit besorgten Augen zum Feind hinüber.

Jämmerlich flach sind die ausgeworfenen Deckungslöcher. Die Spaten stumpfen ab, die Kreuzhacken poltern und klirren, als hieben sie auf Eisenplatten. Nur wenigen Soldaten gelingt es, ein Loch richtig tief zu buddeln, dann geht es schon besser, denn der Boden wird weicher.

Noch während die Schanzarbeiten betrieben werden, ertönt von drüben ein brummendes Geräusch, setzt aus, fängt wieder an. Eine flache Bodenwelle behindert die Sicht; man weiss nicht, was dahinter liegt, wie stark der Gegner ist und was er im Schilde führt.

«Das sind Panzer», ruft jemand aus seinem Loch.

«Panzer!», geht es von Mund zu Mund. Die Blicke brennen zum Gegner hinüber, denn dort verdichtet sich das Brummen starker Motoren, der anrückenden Eisenungetüme.

Das Regiment hat keine schweren Waffen; die werden erst herangeschafft, müssen entladen und in den Abschnitt Nizni-Astrachow gebracht werden. Halblinks hinter der elften Kompanie gehen jetzt drei Infanteriegeschütze in Stellung. Das ist hier der einzige Feuerschutz, wenn etwas passieren sollte. Niemand weiss, zu welcher Formation die Geschütze gehören. Hauptsache, sie sind da! Das beruhigt ein bisschen.

Plötzlich bellen weit vorne schwere Abschüsse. Rauschend kommt der Tod herübergeflogen. Mit ohrenbetäubendem Getöse fetzt die Lage mitten ins Dorf. Noch eine! Eine dritte! Die Hölle ist losgebrochen, kaum, dass man ihre Schwelle übertreten hat.

Entsetzt starren die Männer in den Schnee- und Erdlöchern zum Dorf hinunter, aus dem schwarzer Qualm aufkocht. Das Verpflegungslager ist getroffen und steht in Flammen. Gesta-



pelte Munition fliegt in die Luft, Balken, Dachstücke.

Da gellt ein Schrei von den Höhen herab: «Panzer! – Panzer von vorn!»

Zu Tode erschrocken halten die Soldaten im Schaufeln und Buddeln inne, starren hinüber und sehen die Kolosse auf der flachen Hügelkuppe auftauchen, vornüber kippen und mit Getöse durch den stiebenden Schnee heranjagen.

Am linken Flügel rattern MG. Dazwischen das trockene Krachen der Panzerkanonen. Auch auf der Höhe vor Nizni-As-trachow beginnen ein paar MG zu schiessen.

Die Soldaten wühlen wie verrückt, um das Deckungsloch zu vergrössern. Da gellt ein Schrei auf:

«Sanitätēēēēē ...!» Der erste Verwundete brüllt im Schneeloch.

Auch Brosik hockt in einem Loch und schaut vorsichtig ins Vorfeld hinaus. Acht ... neun ... zehn ... zwölf Panzer zählt er jetzt. Einer nach dem anderen kippt schwerfällig nach vorne und stiebt durch den Schnee heran, bleibt stehen, schießt aus allen Knopflöchern, fährt wieder ein paar Meter, hält und lässt erneut den Tod aus den Rohren sausen.

Linker Hand, wo das zweite Bataillon liegt, muss die Hölle los sein. Es kracht und rattert wie verrückt. Schwarzer Rauch weht zum bleichen Himmel empor.

«Schießt doch! Schiesst!», brüllt man von der Höhe zu den drei Geschützen hinüber.

Endlich! Es kracht, und die Luft bekommt ein paar Stösse ab. Siebenmal donnert es rasch hintereinander. Plötzlich wird es still. – Als man hinüberschaut, sieht man eine gelbliche Rauchwolke über den Geschützen stehen – Volltreffer? – Nein! Angesichts der näherkommenden Panzer haben sich die drei

Geschütze selbst gesprengt. Wer hat diesen irrsinnigen Befehl gegeben? Wer, zum Teufel!

Die Sowjetpanzer schieben sich heran. Dahinter folgt Infanterie und feuert im Sprung-auf-marsch-marsch.

Franz Dachert sieht sie kommen und beisst die Zähne aufeinander.

«Feuer frei!», brüllt es aus dem Loch, wo Unteroffizier Leskau hockt.

Von der Höhe patscht unregelmässiges Schützenfeuer. Gewehre gegen ein Dutzend Panzer! Weit und breit ist keine Pak zu sehen! Keine Panzer brechenden Waffen! Nur Gewehre und ein paar griffbereit liegende Handgranaten! Hafthohlladungen! Hier und dort fummelt einer am Schiessbecher herum.

Da! Die Panzer halten inne und machen kehrt, schiessen wild und verschwinden wieder. Denn es ist inzwischen dämmerig geworden, und der Gegner will nichts riskieren. Links und rechts der elften Kompanie flaut der Gefechtslärm ebenfalls ab. Ruhe senkt sich über das Land. Im Dorf flackert Feuerschein und wehen schwarze Rauchwolken.

«Verlustmeldungen durchgeben!», heisst es.

Die elfte hat drei Tote und acht Verwundete. Eigentlich ist es noch einmal gut abgegangen. Drüben hat sich die russische Infanterie eingegraben, die den vortastenden Panzern gefolgt war. Man sieht die Stellungen nicht. Die Dunkelheit ist schon zu stark geworden. Das Panzergeräusch ist verschwunden.

«Das Regiment ist von drei Seiten eingeschlossen», kommt die Nachricht. «Der Nachschubweg ist noch offen.»

Von drei Seiten eingeschlossen! Und das bereits am ersten Einsatztag! In die noch offene Lücke hinein schießt der Russe Streufire und lässt manchen Verwundetentransport in Fetzen auseinanderfliegen.

Die Nacht ist hereingebrochen und breitet ihre dunklen Fittiche über Freund und Feind. Gespenstisch grelle Lichtketten spritzen durch die Dunkelheit, gleich geworfenen Lassos. Leuchtpurmunition fliegt hinüber und herüber. Da und dort flackert MG-Feuer auf und verlöscht wieder.

An Schlaf ist nicht zu denken. Der Frost kriecht in die Glieder und setzt den armen Kerlen in den dürftig ausgehobenen Löchern zu. Sie haben kein Stroh, das sie unter die Knobelbecher legen können. Eine dünne Decke, eine steife Zeltbahn soll den lautlosen und grimmigsten Feind vom Körper abhalten.

Das Herz schlägt bang und hart gegen die Rippen. Die Blicke brennen ins Dunkel hinein. Was tut der Gegner? Was kommt in ein paar Stunden, wenn es hell wird?

«Hörst du, Franz», flüstert eine Stimme. «Die Panzer sind noch immer da.»

«Bin doch nicht taub», knurrt es aus dem Schneeloch.

«Panzer ...», flüstert es von Loch zu Loch. «Panzer sind da. Morgen wird's Rabatz geben.»

Das Hirn friert ein, die Kälte droht das Leben auszulöschen. Und immer wieder prasselt es aus der Finsternis und taumeln die Lichtschnüre heran, um im Hang zu enden.

Am linken Flügel sind die Verluste gross. Dort brennen wohl ein paar abgeschossene Panzer aus, aber diejenigen, die es wagten, die Feuer spuckenden Kolosse anzugehen, liegen erstarrt im Schnee.

Der zweite Zug wird herausgezogen und soll die Strasse nach Wielki-Schwietchnikow absichern. Am nördlichen Dorfausgang von Nizni-Astrachow bricht Gefechtslärm los, wütet eine halbe Stunde lang.

Jemand schleicht sich keuchend heran und wirft sich neben den Leutnant. «Ich kann den Gefechtsstand nicht mehr finden, Herr Leutnant ... Der Iwan ... ist im Dorf.»

Der Leutnant überlegt: Kein Gefechtsstand mehr? Also muss gehandelt werden, wie es die Situation diktiert.

«Erster und dritter Zug absetzen! Zurück nach Wielki-Schwietschnikow! Am Ortseingang sammeln und neuen Befehl abwarten! – Brosik, Sie gehen mit dem ersten Zug!»

So löst sich die elfte Kompanie vom Feind und zieht sich auf dem noch offenen Weg zurück. Keine Minute zu früh, denn kaum dass der Himmel erblasst, beginnt der überstarke Gegner zum vernichtenden Schlag auszuholen. Auf drei Seiten hämmert Artilleriefuer, rattern die Maschinenwaffen und krachen in ununterbrochenen Folgen die Panzerkanonen. Wo liegen die Kompanien? Wohin sollen die bar jeder schweren Waffenhilfe kämpfenden Grenadiere noch schiessen? Von drei Seiten greift der Gegner an und schickt Panzer vor, denen die russischen Schützenbrigaden folgen. Angriffsziel ist die Strasse nach Wielki-Schwietschnikow. Dort spritzen die zwei Kompaniezüge auseinander und bemühen sich wie irr, Deckungslöcher zu graben. Der zweite Zug, der am Ortseingang von Wielki-Schwietschnikow angelangt ist, sieht das Dorf in Flammen stehen und hört das Getöse der Panzermassen.

Panzer, wohin man schaut! Die ganze rote Armee scheint nur aus Panzern zu bestehen! Und gegen diese Übermacht soll man kämpfen – mit dem Karabiner in der Hand und ein paar Handgranaten?

Verzweifelt ruft der Funker das Regiment. Es meldet sich niemand. Zusammengeschossen vielleicht, überwalzt?

Unteroffizier Leskau liegt im rasch gebuddelten Schneeloch und sieht sie kommen. Unmöglich, sie zu zählen! Hundert müssen es sein! Sie malmen frontal auf der Strasse heran und fahren auf Luke. Sie wechseln immer wieder in wohl einstudierter Kampftaktik: Die einen schiessen, die anderen fahren. Immer näher an die Strasse, auf die dunklen Flecke zu, die wie Wan-

zen auf einem Leinentuch ausschauen: die Deckungslöcher der Germanski! Drauf auf sie!

Jetzt überrollen sie uns, geht es dem Unteroffizier Leskau durch den Sinn. Jetzt ist alles aus! Feierabend für immer! Und er nimmt den Kopf weg, krümmt sich in seinem Schneeloch zusammen und erwartet das Ende ...

Zugführer Leutnant Schlicht rennt geduckt über die Strasse, rutscht aus und fällt vornüber, robbt wie ein Aal weiter und kollert in ein Schneeloch.

«Meier, rufen Sie sofort das Regiment», keucht der Leutnant. «Melden Sie – Panzer ... hundert Panzer greifen ... greifen frontal die Strasse Wielki-Schwietschnikow an ... Wiederholen Sie, Meier!»

Meier spricht in den Apparat: «Gegenstelle, bitte kommen ... Gegenstelle, bitte kommen! ...»

«Hier Gegenstelle ...», meldet sich endlich die Stimme, und dann klingt es wie ein Schrei: «Wir werden überrollt! Rette sich, wer kann!»

Das war das letzte Mal, dass der Regimentsstab sich gemeldet hatte.

Die Front bei Nizni-Astrachow ist zusammengebrochen und das Regiment 580 innerhalb achtundvierzig Stunden von der erdrückenden Übermacht russischer Panzer- und Infanteriemassen vernichtet worden.

Aber Brosik lebt noch, er, Franz Dachert und noch ein paar Kameraden vom ersten Zug.

Der Weg nach Wielki-Schwietschnikow ist noch frei, und den hasten sie zurück; sie rennen um ihr Leben. Denn hinter ihnen beginnen die Panzer ihre Jagd auf einzelne Soldaten.

Die Gejagten werfen alles weg, was ihnen beim Rennen um Leben und Tod hinderlich ist. Der Fluchtweg ist deutlich zu

sehen: Mäntel, Stahlhelme, Gasmasken, Koppel mit leeren Patronentaschen, Gewehre! Nur wenige behalten die Waffe.

Etwa vierzehn Mann sind es, die querfeldein dem Jäger entgegen wollen. Sie rennen durch eine Bodensenke und keuchen durch den Schnee, der einbricht und das Laufen zu einer fürchterlichen Anstrengung macht.

Von drei Seiten her stieben die russischen Panzer über das Feld, fahren Zickzackkurs, halten an, beobachten und nähern sich mit brüllenden Motoren jedem dunklen, sich im Gelände bewegendem Punkt.

Brosik verfolgt die Taktik, nicht im Haufen zu rennen, sondern ein Stück weg von ihm zu laufen. Nur keinen Auflauf, keine Massierung zeigen. Auf dem Weiss sieht man das doppelt genau, und es erleichtert die Jagd auf den Menschen.

Leutnant Schlicht, der Zugführer, ruft Brosik zu:

«Komm rüber, Brosik! Hinter dir kommen Panzer!»

Ja, sie kommen! Sie jagen noch immer. In eine weisse Wolke eingehüllt, donnern, schaukeln und schiessen sie über das Feld.

Der erste Zug rennt weiter. Brosik bleibt stehen.

«Franz!», brüllt er der als letztes laufenden Gestalt zu.

«Franz! Hierher! Hierher! Rennt doch nicht alle auf einem Haufen, verdammt!»

Keiner hört. Weit vorne ist ein Wald, und den gilt es zu erreichen. Von rechts drüben stieben fünf ... sechs ... acht weisse Staubwolken auf. Die Jäger! Von rückwärts kommen sie, und auch von links.

Treibjagd! Ein richtiges Kesseltreiben! Wohin soll man sich wenden?

Da kracht es wieder, und dicht neben der fliehenden Gruppe Soldaten peitschen Schnee und Dreck in die Höhe.

Brosik strebt in spitzem, zum Wald verlaufendem Winkel von den Kameraden weg. Allein sein ist jetzt besser, denkt er, der Russe macht anscheinend keine Gefangenen ...

Fünzig Meter entfernt von dem davonkeuchenden Haufen stiebt die nächste Panzergranate in den Schnee. Ein Schrei. Zwei Mann bleiben liegen. Die anderen rennen weiter.

Ratsch ... ratsch ... macht es hinter Brosik.

«Hilfe!», brüllt es von rechts, wo zwei dunkle Punkte im Schnee liegen. «Heelft mir dooooch, Kameraden, nehmt mich mit!»

Einer der beiden lebt noch. Brosik läuft zu ihm hinüber. Es ist der Grenadier Willi Brandes, ein junges Kerlchen aus der vierten Gruppe.

Die Granate hat ihm beide Beine wegrasiert. Ein Oberkörper steht im Schnee, der sich blutrot färbt, ein entsetztes Gesicht schaut Brosik entgegen – zwei aufgerissene Augen.

«Hilf mir ... hilf mir ...»Und Willi bewegt sich plötzlich, kommt mit bittend gehobenen Armen auf Brosik zu – bewegt sich auf den entsetzlichen Stümpfen, die den Schnee färben ... Endlich! Willi schlägt vornüber und rührt sich nicht mehr.

«Auseinander!», brüllt Brosik den davonhastenden Kameraden nach.

Dann muss er selbst laufen. Es rattert und prasselt hinter ihm, und der Schnee stiebt im Zickzack neben Brosik, hinter ihm dröhnt ein Panzer.

Die Gedanken überschlagen sich.

Er hat's auf mich abgesehen! Nur auf mich! Jetzt ist alles aus! Nur eine Möglichkeit noch: sich totstellen!

Brosik wirft sich hin. Zugleich verspürt er einen dumpfen Schlag in der Hüfte, der den Oberkörper lähmt.

Tot sein ... Brosik hört ihn kommen, den Tod. Malmend.

Brüllend. Ein T 34. Blitze zucken aus den dünnen Rohren. Brosik hält den Atem an und schielt dem brüllenden Ungetüm entgegen. Es kommt schnürstraks auf Brosik zu.

Nur nicht die Nerven verlieren, zuckt es Brosik durch das Hirn. Auf die Ketten achten und wenn er ran ist, dann zur Seite wälzen!

Jetzt ist er da. Brosik spürt das Beben unter sich. Riesengross ist der Tod, wie eine Dampfwalze.

Brosik wälzt sich zur Seite. Die linke Kette des Panzers erwischt nur den Mantelzipfel, zerrt daran und reisst ihn ab. Und schon orgelt dieser stählerne Satan weiter, in eine Schneewolke gehüllt, kaum noch als Panzer zu erkennen.

Brosik liegt ganz still. Dann leckt er den Schnee. Er ist so wunderbar kalt, so hart. Die Kälte tut dem Gesicht wohl. Man müsste jetzt schlafen ... schlafen und nicht mehr aufwachen.

Da hört er das Rattern der Panzer-MG wieder. Wie in weiter Ferne klingt es – so, als schliefe man und träume etwas Schreckliches.

«PP ... JUPP ‘» keucht jemand und beugt sich über Brosik.

«Franz ... du?»

«Hat es dich erwischt?», fragt Franz Dachert.

«Ich weiss nicht ... Ich glaube nicht», hört Brosik seine eigene Stimme. Er will sich aufrichten, aber es geht nicht. In der linken Hüftseite sitzt ein dumpfer, lähmender Schmerz.

Die beiden schauen sich um. Hinter ihnen ist das Feld leer, nur von den Panzerspuren durchfurcht. Aber vorne, dort, wo der Waldsaum liegt, dort geht die Jagd weiter. Dunkle Punkte liegen auf dem Weiss ... diese scheusslichen dunklen Punkte, die der Tod hingestreut hat.



«Komm», sagt Dachert, «steh auf, wir müssen weiter.»

Brosik rappelt sich ächzend hoch, klammert sich an Dachert. Jetzt geht es etwas besser. Die Benommenheit schwindet, nur der Schmerz in der Hüfte ist noch da. Das Laufen zur nächsten Bodenmulde ist schwer. Dort buddeln sich die beiden in den Schnee.

«Wir warten, bis es dunkel wird», sagt Brosik.

Schweigen. Das bärtige Gesicht Dacherts sieht fahl aus. Eiskristalle hängen an den Stoppeln. Ein alter, uralter Mann schaut Brosik an.

«Die haben uns ganz schön fertig gemacht», sagt er und wischt sich mit dem Steinhart gefrorenen Fäustling übers Gesicht.

«Mir kommt's vor, als seien wir die einzigen Überlebenden, Jupp.»

«Kann sein», murmelt Brosik und betastet seine schmerzende Hüfte.

«Hast doch eins abgekiegt, wie?», fragt Dachert.

«Die Niere ... die Niere tut mir so weh, Franz. Ich kann kaum Luft schnappen.»

Franz untersucht die Ursache des Schmerzes. Es ist kein Blut zu sehen. Am Mantelstoff aber hängen Holzsplitter.

«Prellung», stellt Brosik fest. «Die Kugel hat den Karabiner getroffen, und ich hab einen Schlag abbekommen.»

«Wildsau gehabt, Jupp», grinst Dachert.

Die beiden Freunde hocken im Schneeloch und horchen. Das Geräusch der jagenden Panzer hat sich nach Nordosten entfernt. Weit weg rumort Geschützdonner. Sonst ist es still auf weiter Flur.

Als die Kälte an den Gliedern zu nagen beginnt, sagt Brosik, dass man es wagen könne, weiterzugehen. Dachert ist einverstanden, und sie stehen auf, halten sich wie zwei Kinder an den Händen und gehen über das weisse Feld, auf dem die dunklen

Punkte hingestreut sind wie Mohn auf einem weissen Blatt Papier. Und jedes Mohnkorn ist ein ausgelöschtes Leben, ein zerschossener oder zermalmter Körper.

Dachert und Brosik nehmen den Toten die Erkennungsmarken und die wenigen Habseligkeiten ab, stecken alles in die Manteltaschen und ziehen dann den Stahlhelm vom Kopfschützer.

Die Natur schweigt, als der Gefreite Josef Brosik halblaut das Paternoster über das weisse Feld spricht. Murmelnd fällt Franz Dachert in das Gebet ein. Dann gehen sie weiter und verschwinden fünf Minuten später im Wald.

Von denen, die zurückgeblieben sind, wird man melden können, dass sie am 20. Dezember 1942 vor Nizni-Astrachow für Grossdeutschland gefallen sind.

### 3

Es ist ein gefährliches Unternehmen, im Hinterland des Feindes zu marschieren und sich der Gesamtlage völlig ungewiss zu sein. Eine Stunde lang waten Brosik und Dachert durch den Wald und kommen sich einsam vor wie am Nordpol.

Trotz heftiger Schmerzen in der Hüfte nimmt Brosik den Kompass und die Karte aus der Tasche. Nach seiner Meinung befindet man sich jetzt etwa hundert Kilometer von Morosowskaja entfernt – jener vorletzten Station, die er während der Fahrt in sein Notizbüchlein eingetragen hat.

«Meinst du, dass der Iwan so weit durchgebrochen ist?», fragt Dachert, an einem Steinhart gefrorenen Brotkanten kauend.

«Wir müssen es annehmen, Franz. Von unserem Regiment ist wohl nicht mehr viel übrig geblieben.»

Sie marschieren weiter. Hinter dem breiten Waldgürtel gähnt wieder ödes, verschneites Land, von ein paar niedrigen Höhenzügen durchzogen. Der Himmel hängt tief und verheisst Schnee. Auch deutet die Temperatur darauf hin, dass es bald zu schneien beginnen wird.

Brosik schlägt die Richtung Südwest ein, und bald darauf erreichen sie eine Strasse, auf der weit und breit kein Mensch zu sehen ist.

«Ich kann bald nicht mehr», stöhnt Brosik. «Wir müssen seh'n, dass wir irgendwo Pause machen können.»

«Dort drüben ist was, Jupp – 'n Bauernhaus oder so was Ähnliches. Bis dorthin musst du's noch schaffen.»

Dachert stützt den Freund, und so gehen sie auf ein halb zusammengeschoßenes Bauernhaus zu, das einen vollkommen verlassenen Eindruck macht.

Plötzlich eine Stimme: «Halt! Stehen bleiben!»

«Wir sind's!», ruft Brosik rasch und sieht einen Karabiner aus einem der zerbrochenen Fenster heraus schauen.

Der Karabinerlauf verschwindet. Zwei verummte Gestalten tauchen in der Haustür auf.

«Wo kommt ihr denn her?», fragt der eine.

«Aus der Hölle», sagt Brosik und grinst mühsam. «Nizni-Astrachow wird sie genannt! – Und ihr ...?»

«Mensch!», schreit der andere und wirft das Gewehr weg. «Jupp, mich haut's um! Du lebst noch?»

Es ist Leo Brumme.

Die Freunde begrüßen sich erfreut, umarmen sich, dreschen einander auf die Schultern.

«Was war bei euch los?» fragt Brosik, als sie in die verwahrloste, unsagbar schmutzige Stube treten, in der ein ungewisses graues Licht dämmert.

Leo Brumme berichtet nun, dass die 6. Kompanie durch die Bank «die Platte geputzt» habe, nachdem vom Regiment der SOS-Ruf «Rette sich wer kann» kam. Er und sein Kamerad, ein junger Grenadier, seien mit Müh und Not den Russen entkommen und wüssten nun nicht, wohin sie zu gehen hätten.

«Mensch», erzählt Leo den beiden aufmerksam Zuhörenden, «in Nizni-Astrachow war vielleicht was los! Der Iwan hat alles ausgeräuchert. Wir sind gerade noch so auf dem letzten Pfiff rausgekommen. In Wielki-Schwietschnikow sind sie jetzt auch. Alles besoffen! Die saufen sich noch tot.»

Brumme hat noch ein paar Fleischkonserven im Brotbeutel. Der Inhalt ist zwar gefroren, aber die vier Soldaten essen ihn

doch. Dabei wird beraten, wie man weiterkommen könne.

«Wir müssen versuchen, bis Morosowskaja zu marschieren», sagt Brosik. «Das können wir, wenn alles gut geht, in drei Nächten schaffen.»

Es schneit, als die vier aufbrechen und den ersten Nachtmarsch durchs feindliche Hinterland antreten.

Der Schnee knirscht unter den Füßen. Sie verfolgen die Panzerspur, in der es sich besser geht. Einmal stolpert Leo Brumme und fällt über etwas hinweg. Ein Toter liegt da, schon verschneit. Es liegen noch mehrere tote, von den Panzern überrollte Körper im Schnee. Der Gegner hat keine Gefangenen gemacht und walzte alles nieder, was ihm vor die Ketten kam.

Die vier Versprengten hasten weiter. Brosik beisst die Zähne zusammen und hinkt neben Dachert her. Der sorgt sich rührend um Brosik und fragte alle Augenblicke: «Soll ich dich aufn Buckel nehmen, Jupp? Oder geht's noch?»

«Es geht noch, Franz, danke.»

«Mensch», murmelt Dachert, «ich kann's gar nicht glauben, dass die uns so fertig gemacht haben, so restlos fertig.»

«Es waren zu viele, Franz.»

Ein verschneites Gebäude taucht auf. Plötzlich stehen ein paar Gestalten da und werfen sich erschrocken in den Schnee. Es sind auch Versprengte. An der nächsten Strassengabelung steht noch ein Haufen Soldaten und weiss nicht, wohin er sich wenden soll. Die meisten sind waffenlos. Ein Teil hat nicht einmal einen Mantel, weil man ihn weggeworfen hat, um besser laufen zu können. Die armen Kerle frieren gotterbärmlich.

«Ist denn kein Offizier da, der die Führung übernehmen kann?», wird gefragt.

Nein, es ist kein Offizier da, keiner hat diese Treibjagd überlebt.

«Der höchste Dienstgrad soll sich melden!», ruft jemand. Insgesamt mögen es jetzt zwanzig sein, die sich zusammengerottet haben, darunter ein Oberfeldwebel, zwei Feldwebel und ein paar Unteroffiziere.

Brosik erkennt eine der Stimmen.

«Hallo! Sind Sie nicht Feldwebel Fackel?», fragt er.

«Mensch, Brosik! Du lebst auch noch!», ertönt es aus der Dunkelheit des Schneetreibens.

Feldwebel Fackel ist der Kompanietruppführer von der 11. Die Freude über das Wiedersehen ist auf beiden Seiten gross.

«Die haben uns ganz schön zur Schnecke gemacht», sagt Fackel. Und dann berichtet Brosik, wie der 1. Zug vernichtet wurde. «Das ist der Krieg», sagt er, «eine Hasenjagd, ein Schlachthausbetrieb.»

So stehen sie im Dunkel und berichten von den scheusslichsten Erlebnissen, die ein Krieg erzählen kann. Jeder hier ist nur mit Müh und Not oder einer unwahrscheinlich grossen Portion Glück dem Tod entronnen.

Ein Unteroffizier reicht die Feldflasche herum. Wodka ist darin. Nur zwei Mann trinken davon, obwohl jeder nach einem Schluck Alkohol giert.

«Brosik», sagt Fackel, «weiss der Teufel, ich habe das Gefühl, als ob Sie uns aus diesem Schlamassel rausbringen könnten. Sie sprechen doch Russisch. Wir müssen die Zivilisten fragen, wie wir weiterkommen.»

«Ich will's versuchen», sagt Brosik.

Fackel klopft Brosik auf die Schulter und ruft den anderen zu: «He, hier ist ein Gefreiter, der führt uns jetzt!»

«'n Jefreiter?», kichert einer, «ick halt nich mehr viel von so'm Dienstjad!»

Da ist eine andere Stimme, die lachend ruft: «Ein Gefreiter hat uns ins Unglück geführt – ein Gefreiter soll uns also auch wieder aus der Scheisse führen! Her mit ihm!»

Trotz der wahnsinnig schmerzenden Hüfte übernimmt Brosik die Führung des verlorenen Haufens.

«Ich schlage vor», sagt er, «Wir marschieren in Richtung zur Rollbahn. Dann halten wir allgemeine Richtung Westen. Wir müssen versuchen, Morosowskaja zu erreichen. Sobald wir die Rollbahn erreichen, müssen wir scharf aufpassen, Kameraden. Dort wird der Iwan sein. Ein Sicherungstrupp muss vorausgehen. – Seid ihr damit einverstanden?»

«Das ist ein Befehl», sagt der Oberfeldwebel. «Los, wer hat noch Waffen?»

Der Oberfeldwebel teilt fünf Mann ein, die als Sicherungstrupp vorausgehen sollen. «Sobald sich etwas Verdächtiges zeigt, volle Deckung nehmen und einen Melder zurückschicken!»

Willig trolten sich die fünf Männer und übernehmen die Voraussicherung.

Die Zurückgebliebenen warten fünf Minuten. Es schneit dünn, aber stetig. Die Kälte ist erträglich. Dann ertönt Brosiks Stimme und befiehlt halblaut: «Ohne Tritt – marsch!» Und murmelnd, mehr für sich, fügt er hinzu: «Vielleicht klappt es.»

Der Marsch ins Ungewisse hat begonnen. Lautlos taucht der Haufen verllorener Soldaten im Dunkel des Schneetreibens unter.

Kurz bevor sie die Rollbahn erreichen, kommt die Meldung von vorn, dass man vor einer kleinen Siedlung sei. Nur ein paar armselige Lehmkatzen sind es, denen sich der Trupp Soldaten vorsichtig nähert.

«Geht in Deckung», ordnet Brosik an, «ich schau mal nach, was hier los ist.»

Er geht allein voran und nähert sich langsam den im Schnee kauern den Russenhäusern. Nichts rührt sich. Kein Laut kommt aus den Katen, und doch ist es Brosik, als beobachteten ihn viele Blicke.

Er betritt das erste Haus. Es ist unverschlossen. Die Haustür knarrt auf. Gleich darauf schaut er in eine trüb erhellte Stube, in der viele Menschen herumwimmeln. Ein Säugling plärrt. Die Russen sind «marschbereit», wollen also die Siedlung aus irgendeinem Grunde verlassen.

«Sdras twujtje», grüsst Brosik.

Die Leute schweigen. Eine junge Frau starrt Brosik an, als sei ein Gespenst in die Stube gekommen.

«Du bist kein Russe», sagt sie, «aber du sprichst doch mit unserer Zunge.»

«Nein, ich bin kein Russe – ich bin ein Germanski. Ich bitte um etwas warmes Wasser ... ich bin krank.» Brosik lehnt sich erschöpft an die Lehmwand.

«Nada Tschaju?», fragt die Russin. «Willst du Tee?»

«Da», nickt Brosik und fügt murmelnd hinzu: «Spasibo.»

Die junge Frau macht sich sogleich am Samowar zu schafffen und reicht bald darauf Brosik ein Glas brühheissen Tee.

Brosik bedankt sich, setzt sich in den Winkel und schlürft genussvoll das aromatische Getränk. Mit beiden Händen umspannt er das heisse Glas. Wie wohl das tut! Er möchte am liebsten hier sitzen bleiben und schlafen. Der grosse Lehmofen, auf dem der «Staretz» mit der «Matj» sitzt, strömt behagliche Wärme aus. Aber Brosik darf nicht schlafen. Draussen warten die Kameraden.

Er fragt die Russen aus, die ihm willig Antwort geben.



Ja, sagen sie, es seien Sowjetsoldaten hier gewesen und hätten nach Deutschen gesucht.

«Karoscho», nickt Brosik, «und wie weit ist es nach Morosowskaja?»

«Das ist ein sehr weiter Weg», sagt die Russin und will die Wegerklärung abgeben.

Einer der Russen schiebt sich vor. Er hat ein feistes Gesicht und eisgraue, scharf blickende Augen – Augen, in denen Brosik nichts Gutes funkeln sieht.

«Hör zu», sagt der Russe, «du biegst nach einer Stunde auf die Rollbahn ab und gehst schnurgerade in die nächste Ortschaft hinein. Es sind keine Soldaten dort. Von dort aus kommst du dann nach Orlov, und von dort weg gehst du – immer die Rollbahn entlang – bis Morosowskaja.»

«Spasibo», nickt Brosik. «Danke.» Er schlürft den Tee aus und steht auf.

In der Ecke hängt eine Ikone. Davor brennt ein winziges Öllichtchen.

Brosik tritt heran, bekreuzigt sich und geht dann zur Tür.

«Spokoinoj notschi», grüsst er und will hinaus.

Plötzlich hält ihn jemand am Ärmeltuch zurück. Es ist der Russe, der eben die Wegerklärung gegeben hat.

Das Gesicht ist merklich verlegen. Mit niedergeschlagenem Blick sagt er:

«Ich gebe dir einen besseren Weg bekannt, Deutscher. Geh nicht auf die Rollbahn, sondern halte dich auf dem Weg, der im Wald neben der Rollbahn herläuft. Auch darfst du nicht in das Dorf dort hineingehen, denn dort sind heute Panzer hineingefahren. Wir haben sie gesehen.»

Brosik schaut die Menschen an – schaut jedem ins Gesicht. Dann nickt er dankend.

Man hat den «Frommen» nicht ins Unglück geschickt – man

hat ihm den richtigen Weg gewiesen. So sind die Russen – sie belügen keinen Frommen. Und der Germanski war einer!

Neugierig und aufgeregt wollen die draussen Wartenden wissen, was Brosik für Nachrichten bringt. Er sagt es ihnen. Dann marschieren sie weiter.

Es hat aufgehört zu schneien. Der Himmel lockert sich auf, und die Sterne blinzeln herab auf das verschneite, so unheimlich still gewordene Land.

Brosik und Feldwebel Fackel gehen voran. Sie halten sich noch immer auf der schmalen Strasse, die von einer dicken Schneedecke zugedeckt ist. Ab und zu hüstelt jemand. Hinter ihnen verblasst der Himmel. Es wird Morgen.

Der Sicherungstrupp ist nach links abgelenkt und will einen Blick auf die Rollbahn tun. Erstaunlicherweise ist sie leer, wie ausgestorben.

«Mensch», sagt einer der Soldaten, «hier sind ja gar keine Russen mehr.»

Da ruft jemand und deutet zurück.

Aus der winterlichen Dämmerung taucht ein Pferdefahrzeug auf. Nebenher schleicht eine Gestalt und hält sich am Wagen fest.

Es sind Deutsche. Auf dem Wagen liegen Verwundete. Als die fünf Mann auf die Strasse springen, hält der Wagen.

«Wo kommt ihr denn her?»

Ein Sanitätsfeldwebel gibt Auskunft und sagt, dass er zum 580. Regiment gehöre.

«Hat euch der Iwan nicht geschnappt?», will man erstaunt wissen.

Nein, lautet die Auskunft, man sei mit dem Wagen Verwundeter einfach weitergefahren, obwohl links die Panzer der Sow-

jets vorbeigerollt seien. «Sie haben uns weder aufgehalten noch sonst was getan.»

Wie seltsam das alles ist. Hier lässt man den Feind ungeschoren, dort zertrampelt man ihn.

Brosik wird verständigt. Ein paar Augenblicke später steht der Haufen Versprengter auf der Rollbahn. Der Wagen wird untersucht. Nicht alle sind verwundet, ein paar durchaus lebendige Soldaten pennen sich auf ihm aus und lassen sich nur murrend vom Stroh scheuchen.

In Brosiks Gruppe sind Fusskranke, und die können jetzt aufsitzen und sich auf dem angewärmten Stroh langmachen.

Der Wagen zieht von der Rollbahn herunter und fährt auf der nebenher führenden, schmalen Strasse weiter. Die Räder knarren sehr laut, und das Prusten der beiden zottigen Panjegäule ist weithin zu hören.

«Mensch», sagt einer, «die Karre verrät uns noch. Hätten wir sie doch stehen lassen!»

«Wir lassen keine Verwundeten zurück», sagt Brosik. «Halt's Maul, und kümmere dich nicht um meine Sachen. Ich führe euch!»

Der Frost ist stärker geworden, seit sich der Himmel aufgeklärt hat. Keiner spricht ein Wort. Niemand gibt zu, dass er zum Umfallen müde ist.

Vorn ist etwas los. Das Sicherungskommando hat einen Mann angehalten, einen Zivilisten.

Brosik trabt mit dem Melder los und schaut ihn sich an. Es ist ein «Kolchosnik», ein Kolchosenarbeiter. Eine schmutzige Fellmütze auf dem runden Kopf, einen langen Mantel an, so steht er ängstlich vor Brosik.

«Wo bist du her?», fragt Brosik.

«Aus Schwietschnikow, Pan Offizier.»

«Sind dort Rotarmisten?»

«O ja», sagt der Mann, «eine Menge! Hinter jedem Haus stehen Panzer. Das ganze Dorf ist voll.»

«Und wie weit ist es noch bis Schwietschnikow?»

«Noch drei Kilometer», sagt der Mann.

Brosik überlegt. Man muss das Dorf umgehen, das ist klar. Nach Süden muss man ausbiegen, eine Stunde lang querfeldein marschieren und dann erst nach Westen weitergehen.

Das sagt Brosik auch den anderen. «Der Weg wird beschwerlich werden, Kameraden, aber ich sehe keine andere Möglichkeit. Hat jemand etwas einzuwenden?» Da tritt einer vor, der bisher schweigsam mitgelaufen ist.

«Jawohl», sagt er, «ich habe etwas dagegen. Ich bin Leutnant und übernehme mit sofortiger Wirkung diesen Verein hier. Wer sich meinen Befehlen widersetzt, kommt vor ein Kriegsgericht!»

Brosik ist sprachlos. Auch die anderen gucken verduzt drein. Wo kommt dieser Offizier plötzlich her? Vorhin ist er vom Wagen gejagt worden und hat sich ohne Kommentar am Marschieren beteiligt.

«Höh, höh ...», wird eine Stimme laut. «Machen Sie Ihre Klappe zu, sonst vereist Ihnen der Backenzahn!»

Der Leutnant fährt herum. «Was erlauben Sie sich für einen Ton? – Ihr Name? Dienstgrad?»

Der Unteroffizier mit dem bartstoppeligen Gesicht grinst: «Stellen Sie sich vor, ich hab alles vergessen! Mein Hirn ist eingefroren.»

«Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?», schreit der Leutnant.

«Nee», erwiderte der andere, «laufen Sie lieber.»

«Sie verkennen die Lage», mischt sich der Oberfeldwebel ein. «Wir sind nicht auf dem Kasernenhof, Herr Leutnant – wir stecken ...»

«Halten Sie Ihren Mund», brüllt der Wüterich und fuchtelt plötzlich mit der 08 in der Luft herum. «Wer sich meinen Befehlen widersetzt, wird erschossen! – Bin ich verstanden worden?»

Schweigen. «Kriegsgericht» und «erschossen werden» wirkt immer.

Nur der Unteroffizier kann seinen Mund nicht halten und singt ironisch: «Lieb Vaterland, magst ruhig sein ...»

«Sei still, Egon», flüstert der Nebenmann, «das ist ein ganz gefährlicher Hund ...»

Der Leutnant übernimmt das Kommando und sortiert gleich an Ort und Stelle diejenigen heraus, die noch Waffen tragen. Nach Schwietschnikow wird marschiert, heisst der Befehl. «Wir schauen selber nach, was dort los ist. Der Kolchosnik kann gelogen haben.»

«Das glaube ich nicht, Herr Leutnant», wagt Brosik einzuwenden.

«Behalten Sie Ihre Weisheiten für sich», erwiderte der Leutnant scharf. «Ich bin etwas länger Soldat als Sie. – Los, antreten!», befiehlt er dann.

Die Soldaten formieren sich wortlos. Keiner wagt es, ihn auf die Gefahr hinzuweisen, die in Schwietschnikow lauert; schliesslich ist es ja ein Offizier, der sich an die Spitze des müden Haufens stellt.

«Ohne Tritt – marsch!», kommandiert der Leutnant.

Sie traben an. Die Räder knarren wieder.

Dachert und Brosik gehen am Schluss.

«Der Kerl hat nicht alle Tassen im Schrank», sagt Dachert nach einer Weile.

Brosik bleibt stehen. «Kommst du mit? – Ich verkrümel mich, ich geh nicht mit.»

«Ich auch nicht, Jupp.»

Die beiden bleiben zurück und tun so, als hätten sie ein be-

stimmtes Geschäft zu verrichten. Auch Feldwebel Fackel und der Unteroffizier hängen sich vom dahintrottenden Haufen ab und hocken sich in den Schnee.

Wagen und Männer verschwinden in einer Biegung.

«Los», sagt Fackel, «hauen wir ab. Ich möchte nicht dabei sein, wenn da vorne etwas passiert. Brosik, du übernimmst wieder die Führung.»

Nun sind sie wieder zu viert und waten querfeldein durch den blassen Morgen. Brosik hat die südliche Richtung eingeschlagen und verfolgt sie etwa eine halbe Stunde lang, dann wendet er sich nach Westen, in der Hoffnung, das gefährliche Dorf umgangen zu haben.

Das Land ist hügelig. Da und dort ragt ein vereister Baum aus dem Weiss.

Die vier keuchen einen Hang hinauf. Atemlos lassen sie sich, oben angelangt, in den Schnee fallen.

«Scheusslich», keucht Dachert und schaut Brosik an, der japsend im Schnee liegt und sich die schmerzende Hüfte hält. «Du armer Kerl ... Geht's noch?»

«'s muss gehen, Franz», sagt Brosik.

Die anderen beiden wühlen sich herauf und bleiben, verschnaufend, liegen.

Plötzlich heben sie die Köpfe. Aus nördlicher Richtung, dort, wo Schwietschnikow liegt, ertönt Gefechtslärm.

Kein Zweifel, dem «Restregiment» ist etwas zugestossen!

«Ach du liebes Bisschen ...», murmelt Fackel.

«Das Schwein ist dran schuld», knurrt der Unteroffizier.

«Im Dorf ist jetzt der Teufel los ... Hört nur!»

Das ferne Geschiesse ebbt ab und verstummt schliesslich. Die vier Gestalten am Hügel bleiben liegen, horchen und werfen sich traurige Blicke zu.

«Ob wir hier noch mal rauskommen?», fragt Dachert.

«Na klar, Franz. Nur den Mut nicht sinken lassen!»

Der ehemalige Unteroffizier grinst müde.

«Mut? – Jupp, was ist eigentlich Mut? – Ich halt's für Angst. Je mehr Angst du um dein bisschen Leben hast, umso grösser wird dein Mut. Ich hab keine Angst mehr, Jupp – nicht die Bohne! Mir ist alles schnurzegal geworden. Am liebsten möchte ich mich hinhauen und ...»

«Franz ...» – Brosik rüttelt den Kameraden an der Schulter – «wir schaffen es. Nennen wir's nicht mehr Mut, sondern Glauben. Ganz fest müssen wir glauben, dass wir's schaffen, Franz!»

Dachert schaut Brosik eine Weile nachdenklich an.

«Du bist 'n komischer Heiliger», sagt er dann. «In dir kennt man sich nie aus – einmal frisst du Eisen, dann wieder redest du wie 'n Pfaff daher.»

«Nur dann, wenn's ganz dicke kommt, Franz. Ich bin nun mal so.»

«Jedem das Seine», murmelte Dachert. «Machen wir also weiter.»

Sie rappeln sich hoch und setzen ihren beschwerlichen Weg fort. Als linker Hand ein verschneiter Strohschober auftaucht, schlägt Brosik vor, hier den Tag abzuwarten und sich im Stroh zu verstecken. Damit sind die anderen drei einverstanden.

Sie wühlen mit den Händen den Schnee weg und kriechen in das muffige Stroh. Bachmann, der Unteroffizier, hat noch eine kleine, flachbauchige Kognakflasche im Brotbeutel und reicht sie herum. Dann strecken sie die müden Glieder und legen sich zum Schlafen hin.

Brosik ist schon halb «hinüber», als jemand ruft: «Da kommen welche!»

Es sind drei Soldaten, die heranhumpeln und sich mit unterdrückten Rufen zu erkennen geben – der Rest jener, die mit dem Leutnant nach Schwietschnikow marschiert sind. Alles andere

wurde, so berichtet man, von den Sowjets empfangen und nach kurzem Feuergefecht gefangen genommen.

«Wir haben uns noch rechtzeitig davongemacht», sagt einer der drei, «und sind euern Spuren nachgelaufen.»

Bedrücktes Schweigen. Jeder denkt an den Wagen, in dem die Verwundeten lagen, jeder denkt an das Schicksal der Kameraden. Wem war es gnädig? Wie viele blieben liegen? Man fragt nicht danach, kriecht wieder ins Stroh und schliesst erschöpft die Augen.



## 4

Der breite Umschliessungsgürtel, den die Rote Armee um Stalingrad gelegt hat, ist nur noch an einer einzigen Stelle undicht. An dieser Stelle könnte sich die 6. Armee durchschlagen, wenn hierzu der Befehl käme. Die 22. Panzer-Division, oder das, was von ihr übrig blieb, hält diese Lücke noch offen – den Weg in die Freiheit für eine ganze Armee.

Die Sowjets drücken von Norden und Süden, im Bestreben, diese Lücke zu schliessen und den Würgegriff zu verstärken, denn die 6. Armee soll keine Gelegenheit haben, von draussen Hilfe zu erhalten. Was weiss Hitler schon, was seine Soldaten ertragen müssen, wie sie hungern, frieren, ihr Letztes hergeben und im Stahlgewitter von Stalingrad untergehen! Masslos ist das Leid derer, die im Würgegriff des übermächtigen Gegners stöhnen, die keinen Ausweg mehr sehen, die nichts mehr als das nackte Leben zu verlieren haben. Und sie verlieren es zu Hunderten, zu Tausenden! Der Schnee um Stalingrad ist rot!

Bei Orlov kreuzt die Rollbahn, die von Nizni-Astrachow nach Morosowskaja führt, zwei parallel verlaufende Strassen. An der einen stehen die Rumänen, auf der anderen, nur etwa zwei Kilometer voneinander getrennt, die Sowjets. Da es den Sowjets gelungen ist, sich weiter westlich vorzukämpfen, sind die Rumänen so gut wie eingeschlossen und mit im Kessel. Sie versuchen zwar den Durchbruch zu erzwingen und kämpfen noch in voller Ordnung, aber das ändert sich und droht die Ka-

tastrophe voll zu machen, als die Deutschen auf ihrem Rückzug in die rumänischen Stellungen geraten.

In dieses heillose Durcheinander stossen die sieben Versprengten vom Regiment 580, nachdem sie eine ganze Nacht hindurch marschiert sind und an die Stelle kommen, wo der Weg auf die Rollbahn einmündet. Sie kommen gerade dazu, als ein rumänischer Lkw mit Soldaten beladen wird, der sie zu einem gefährdeten Abschnitt bringen soll.

«Absitzen!», brüllt jemand. «Von wegen abhauen! Wir brauchen die Karre! Runter mit euch Banausen!»

Ein rumänischer Offizier kämpft vergebens um den Lkw und schreit: «Nix! Rumänisch Soldat müssen an Front! Schnell, schnell!»

«Die Platte wollt ihr putzen!», brüllt ein deutscher Dienstgrad. «Runter mit euch! Runter, sonst kracht es!»

«Rumänisch Soldat an Front ... an Front!», schreit der rumänische Offizier, aber sein Protest geht im wilden Durcheinander unter. Der Lkw-Fahrer wird aus dem Fahrerhaus gezerrt, die rumänischen Soldaten springen vom Wagen. Mitten auf der Rollbahn entwickelt sich eine wilde Schlägerei, die von den nur zwei Kilometer weitab stehenden Russen bemerkt wird.

Da wummert es. In rascher Folge hauen Granaten auf die Rollbahn. Schreie gellen. Leiber fliegen durch die Luft. Im Nu ist die Rollbahnkreuzung leer gefegt. Dunkle Punkte liegen herum und bewegen sich noch, schreien, stöhnen und werden still.

Brosik und Dachert haben sich in den Strassengraben geworfen und ziehen die Köpfe ein. Es zischt und wummst und kracht, als ginge die Welt unter. Aus diesem Inferno heraus hört man das Brüllen näherkommender Panzer. Die Sowjets greifen also an!

Nun nichts wie weg, denkt Brosik und robbt wie ein Krebs zurück, presst sich platt in den Schnee, als dicht neben ihm eine Granate einhaut und eine Dreckfontäne hochreisst, dann robbt er weiter. Dachert tut dasselbe. Es ist das einzig Richtige in dieser Minute: nur weg von hier, zur 22. hinüber, die noch immer ihre Stellungen hält. Alles andere scheint vom Russen besetzt zu sein.

Da schreit jemand, wirft die Arme hoch und schlägt nach hintenüber. Franz Dachert hat es erwischt.

Brosik robbt zu ihm hin und zerrt ihn an den Beinen in eine Mulde. Eine blutige Spur bleibt im Schnee zurück. Der Granatsplitter hat Dacherts Oberkörper glatt durchschlagen und aufgerissen.

Der ehemalige Unteroffizier ist tot, starrt mit weit offenem Blick in den Himmel hinauf, der keine Gnade, kein Erbarmen mehr schenken will. Aus der aufgerissenen Brust des Toten dampft das warme Blut.

Brosik würgt an etwas, kriegt es aber nicht hinunter. Tränen kollern ihm aus den Augen und rollen in die rotblonden Bartstoppeln.

Ratsch ... wumm ... tak-tak-tak-tack ... macht es ringsum. Die Russen kommen näher und näher.

Brosik hat nur noch Zeit, dem Mann, den er vor dem Selbstmord bewahrt hatte, die gebrochenen Augen zuzudrücken. Der letzte Liebesdienst an einem Kameraden. Dann robbt er weiter – robbt, bis ihm das Herz aus dem Hals zu springen droht, rappelt sich hoch und taumelt durch den Schnee weiter. Die Tränen in den Bartstoppeln sind zu blassen Eiskügelchen geworden. Es nimmt kein Ende, denkt er, der Irrsinn tobt sich aus und wird auch mich in den Schnee werfen ... Wann? ... Es wäre nicht das Schlimmste, nein! ... Ich kann nicht mehr ... ich will nicht mehr.

Er torkelt trotzdem weiter und fällt nicht nieder, wie er es

sich wünscht. Stumpf und ohne zu denken tapst und wühlt er sich durch die weisse Wüste – im Rücken das Krachen und Prasseln des Kampfes, der sich wieder für den Gegner entschieden hat. Langsam verebbt das Geschiesse. Nur da und dort flackert noch MG-Feuer oder kriecht mit dumpfem Krachen eine Granate. Dann wird es still.

Brosik informiert sich durch einen Rundblick. Rechts drüben muss die Rollbahn liegen, und links – das ist ein Dorf.

Er geht darauf zu. Das Dorf, es sind nur ein paar armselige Häuser, ist leer. Kein Deutscher zu sehen, kein Russe. Nur ein paar Frauen schauen mit ängstlichen Gesichtern auf den herantorkelnden Mann, der sich kaum noch auf den Beinen halten kann. Zwei Tage lang kein Essen, keinen richtigen Schlaf, und dazu noch die wahnsinnig schmerzende Hüfte!

Brosik ist am Ende seiner Kräfte, als er in eines der Häuser taumelt.

In der niedrigen Stube sind Frauen und Kinder. Leise und scheu erwidert man den Gruss des Fremden. Auf dem Tisch liegt ein grosses, schwarzes Brot. Der Duft von Tee liegt in der übermässig warmen Stube.

Brosiks Blick fällt auf die Ikonenecke; er geht hin, bekreuzigt sich und dreht sich dann zu den Leuten um.

«Gebt mir etwas zu essen», sagt er auf Russisch.

Man ist freundlich zu ihm. Eine dralle junge Frau reicht ihm einen Becher Tee.

«Spasibo», murmelt Brosik und schlürft gierig das heisse Getränk.

Die junge Frau schneidet ein grosses Stück Brot ab und schiebt es dem Mann zu, der sich mit einem Nicken bedankt, die Zähne in das Brot schlägt und heiss hungrig zu schlingen beginnt.

«Ty ruski?», fragt die junge Frau, während die andern den Tisch umstehen.

«Njet», antwortet Brosik kauend, «Niämiätz – German!»

«A odkuda ty prychodisch? – Wo kommst du her?», will die Frau wissen.

Brosik schaut in ein rundes, gutmütiges Frauengesicht, aus dem zwei schwarze, angeschrägte Augen blicken.

«Ich komme von Nizni-Astrachow», beginnt er zu erzählen, und die Frauen hören zu. In ihren Gesichtern ist nichts zu lesen. Nur die Junge nickt zu den Worten des deutschen Soldaten, der wie ein Russe aussieht und die Sprache dieses Landes fließend spricht.

«Wir haben schon gehört», sagt die junge Frau, als Brosik schweigt.

Also ist die Kunde vom grossen Sterben bei Nizni-Astrachow auch bis hierher gedrungen. Ob durch Funk oder Soldaten, das kann Brosik nicht erfahren; man setzt seinen Fragen Schweigen entgegen, schenkt ihm aber warme Milch ein und gibt ihm noch ein Stück Brot.

Die Augen fallen ihm beim Essen zu; er kann sich kaum noch aufrecht halten. Plötzlich aber poltern draussen Schritte. Brosik will aufspringen, aber seine Hüfte ist wie gelähmt.

«Es sind Deutsche», sagt die junge Frau, «bleib sitzen und iss weiter.»

Vier von der Artillerie sind es, die hereinkommen. Der eine zieht die Pistole und richtet sie auf Brosik, im Glauben, einen Sowjet vor sich zu haben.

«Steck das Ding weg», sagt Brosik, «ich gehöre auch mit zu dem Verein, der hier nicht mehr viel zu melden hat.»

«Wo kommst du her?»

«Nizni-Astrachow ... von der elften.»

«Wir sind von der dritten Batterie», sagt einer der Kanoniere und erzählt nun, dass auch sie Fersengeld geben mussten, weil plötzlich Sowjetpanzer vor den Geschützen auftauchten und zu wüten begannen. «Wir hauen gleich wieder ab», sagt der Kanonier. «Aber vorher wollen wir noch schnell was ‚pampfen‘!»

Sie «pampfen» Brot und Milch, das die Russenfrauen auftischen, schlingen und stürzen die Speise hinunter und machen sich gleich zum Weitermarsch fertig.

«Kommst du mit?», fragen sie.

Brosik schüttelt den Kopf. «Kann nicht mehr ... bin fertig.»

«Na schön. Lass dich nicht vom Iwan erwischen, Kumpel. Mach's gut. – Tschüs!»

Fort sind sie.

Brosik schaut fragend die junge Russin an. «Erlaubst du, dass ich mich ausziehe? Ich habe grosse Schmerzen in der Hüfte.»

«Hast du Läuse?», fragt die Russin.

«Ich glaube nicht», lügt er und schält sich aus dem dicken Mantel, ächzt aus der Uniform und zieht das schmutzige Hemd vom Leibe.

«Bösche moje ...», stammelt die junge Russin, als sie Brosiks Hüfte sieht. Alles ist grün und blau verfärbt, angeschwollen und ein bisschen mit Blut verkrustet. «Und damit bist du von Nizni-Astrachow bis hierher gelaufen?», wundert sie sich.

«Ja», sagt er, «die Bahn fährt nicht mehr, und Auto hab ich auch kein's gehabt.»

Brosik darf sich auf das alte Ledersofa legen. Die junge Frau bringt Wasser und Lappen heran, um die schlimm zugerichtete Hüfte zu kühlen.

«Du bist gut, Dewuschka», sagt er lächelnd. «Oder bist du die Hadsiajko? (die Bäuerin)»

«Ich bin Manja», antwortet sie und lächelt ihm in die Augen. «Schlafe jetzt, hier geschieht dir nichts. Wenn die Unsern kommen sollten, wecke ich dich rechtzeitig.»

Brosik hört sein «Spasibo» wie aus weiter Ferne, dann sinkt er in Schlaf.

Es ist schon spät am Nachmittag, als Brosik durch Lärm geweckt wird. Soldaten sind im Dorf. Deutsche Panzerfahrer. Draussen zetert Manjas schrille Stimme.

Die Mutter, ein eisgraues Runzelweib, beugt sich über Brosik und sagt:

«Sie wollen uns das letzte Schwein wegnehmen! Sage ihnen, dass sie es nicht tun sollen, Pan!»

Brosik will aufstehen, aber es geht nicht. Seine Hüfte ist noch immer wie gelähmt.

Da fliegt die Tür auf, und Manja kommt mit zwei deutschen Panzersoldaten herein.

«Sprich mit ihnen!», ruft Manja erregt. «Sie wollen unser letztes Schwein wegholen!»

Brosik rappelt sich mühsam hoch.

«He, Kumpels», sagt er zu den beiden, «lasst den Leuten das Schwein, holt euch woanders eins her.»

Die beiden treten näher und sehen die zerschundene Hüfte.

«Mensch, was ist dir passiert? Haben die dich hier so zugerichtet?»

«Nein, die nicht – die andern.»

Ein kurzes Erzählen und Berichten fängt an. Die Panzersoldaten haben einen Vorstoss unternommen und müssen jetzt zum Haufen zurück. «Na schön», sagen sie, «dann suchen wir uns woanders ein Schnitzelfleisch.»

Unter Zurücklassung guter Wünsche und einer Schachtel Zigaretten verschwinden die beiden. Draussen tuckert ein Motor, dann wird es wieder still.

Am Ofen hockt die Alte und nickt dankbar zu Brosik herüber.

Brosik schaut sich um. Die Stube ist aufgeräumt. Über dem Ofen hängt das gewaschene Hemd neben den Fusslappen; die Stiefel stehen, eingefettet, zum Trocknen vor dem Ofenloch.

«Hast du das getan, Manja?», fragt er die junge Frau und bemerkt erst jetzt, dass Manja recht appetitlich und adrett aussieht.

Sie kommt näher und zeigt lachend zwei herrliche Zahnreihen.

«Ja, ich hab's getan.» Sie kauert sich vor das Sofa nieder und schaut Brosik mit blanken Augen an. «Wie heisst du?»

«Nenne mich Michailowitsch oder Igor oder Pjotr – es ist gleich. Ich kann sowieso nicht lange bleiben.»

Manja beugt sich noch näher. Ihr Atem riecht nach Zwiebeln, als sie sagt:

«Du willst weg? – Das geht nicht mehr ... Igor. Die Deutschen haben den Krieg schon verloren.» Sie flüstert jetzt, als sie fortsetzt: «Amerika wird uns helfen ... Ihr seid jetzt ganz allein! Schau dir die Landkarte an, wie gross Russland ist – und wie klein deine Heimat! Und jetzt sind alle gegen euch ... alle. Nur du ...», flüstert sie, «nur du kannst dich retten, wenn du's willst. Ich pflege dich gesund ... und dann ...» – sie lächelt – «dann kannst du mich heiraten. Du wirst Sowjetbürger, und niemand tut dir etwas zuleide.»

Brosik ist erstaunt – erstaunt darüber, wie gut diese junge Russin über die Weltlage informiert ist. Erst in zweiter Linie wundert er sich über den etwas ungewöhnlichen Heiratsantrag.



Er hebt die rechte Hand, als er sagt: «Schau, Manja – ich bin bereits verheiratet. Wäre ich's nicht, ich bliebe vielleicht bei dir, weil du so gut bist.»

Manja wirft einen flüchtigen Blick auf den Ehering. «Das macht nichts», sagt sie, «du kannst schon morgen geschieden und drei Tage später mit mir verheiratet sein.»

Brosik sucht einen Ausweg. Was soll er sagen? Es ist rührend von dieser Russin, ihn retten zu wollen. Aber wahrscheinlich kommt dieser Wunsch aus der Tatsache heraus, dass im Dorf ein ausgesprochener Mangel an jungen Männern herrscht. Und Brosik ist jung, sieht trotz des abgezehrten Gesichtes gut aus, hat blaue Augen und struppig blondes Haar. So etwas mag Manja gern. Sie nähme ihn gleich!

Brosik spricht langsam und betont jedes Wort, als er sagt:

«Manja, es geht nicht. Ich bin Soldat und habe eine Frau in der Heimat. Blicke ich hier, wäre ich ein gemeiner Verräter und Feigling.» – Er schaut ihr in die Augen und lächelt – «Sag, Manja – möchtest du einen Verräter und Feigling zum Manne haben?»

Die Russin erhebt sich und gibt keine Antwort, dreht sich nur um und geht mit gesenktem Kopf aus der Stube.

Brosik horcht nach draussen. Das Summen des Motors ist noch immer im Dorf zu hören. Die Panzerleute requirieren also noch, sind noch da.

Ohne sich länger zu besinnen, schwingt Brosik sich vom Sofa, zieht sich an und ruft der alten Mutter einen Gruss zu. Von Manja ist nichts zu sehen.

Er humpelt auf einen Panzerspähwagen zu, der zwischen zwei Häusern steht. Ein quietschendes Schwein wird aufgeladen.

«Kann ich mitfahren?», fragt Brosik.

«Gern», lacht der Fahrer, «aber du musst auf unseren Freund hier aufpassen.»

«Mach ich», sagt Brosik.

Das Schwein wird gefesselt, wobei es noch lauter schreit, bekommt einen Sack über den Kopf gestülpt und verstummt endlich. Der Fahrgast, mit dem Brosik jetzt reisen soll, riecht nicht gerade säuberlich und verschwindet in der Enge des Fahrzeuges. Ächzend steigt Brosik ein und wirft noch einen Blick zum Haus zurück.

Von Manja ist nichts zu sehen; nur die alte Mutter steht unter der niedrigen Haustür und schaut herüber.

Dann beginnt die Fahrt. Brosik verbeisst den noch immer tobenden Schmerz in der Hüfte und hat die Füße auf den warmen Tierkörper gestellt. Das Schwein verhält sich vorbildlich ruhig und mag wohl über die neuartige Fortbewegungsmöglichkeit erstaunt sein.

Brosik muss noch immer an Manja denken. Quatsch, sagt er sich, ich bin noch lange kein Russe, auch wenn ich Russisch rede ... Ich gehöre noch immer zu den Kameraden!

Er unterhält sich mit einem der beiden Panzersoldaten und erfährt, dass die 22. Panzer-Division nur auf den Befehl warte, loszuschlagen, um die Kämpfer von Stalingrad herauszuholen.

«Aber wir haben den Befehl noch nicht bekommen», sagt der Mann mit dem Totenkopf auf der Pudelmütze.

«Hattet ihr Verluste?», fragt Brosik.

«Mensch – ‘ne ganze Menge», lautet die Antwort. «Wir sind nur noch die Hälfte von dem, was wir vorher waren. Das meiste ist Schrott geworden.»

Brosik ist der Meinung, dass er bei einer Panzertruppe landen wird, aber bald klärt man ihn auf, dass diese Panzerleute überwiegend Infanteriedienst machen und im Gabeln stehen.

Allerdings, so sagt der Beifahrer, habe man ein paar Lkw und sei noch ganz gut motorisiert.

Naja, denkt Brosik, wenigstens das. Mal sehen, was dabei herauskommt.

Ein Dorf kommt in Sicht. Hier wird Halt gemacht.

«So», sagt der Fahrer, «Wir sind da. Jetzt bringen wir dich zu unserem Alten, der wird dir schon sagen, was mit dir geschieht.»

Der Panzerspähwagen rollt durch eine Hofeinfahrt und hält. Es ist schon dunkel. Als Brosik lahm aussteigt, sieht er einen Toten im Hof liegen ... dort drüben noch einen.

«Rumänen», sagt der Beifahrer lässig. «Liegen schon drei Tage da. Kein Aas kümmert sich um sie ... He!», ruft der Mann einem anderen zu. «Prechtler, komm mal her! Hier ist einer, der will zum Alten! Führ ihn hin.»

Brosik verabschiedet sich von den beiden Panzerfahrern und geht mit dem Melder zum Gefechtsstand des 129. Panzer-Grenadier-Regiments.

Ein Oberleutnant ist es, der sich sehr für den Gefreiten Josef Brosik interessiert: woher, was unterwegs los gewesen sei, wieso man versprengt worden sei.

Brosik berichtet von seiner Odyssee und findet aufmerksame Zuhörer. Der Adjutant notiert mit. Der Oberleutnant unterbricht mit Fragen und lässt sich dann Brosiks Fluchtweg auf der Karte zeigen.

«Sie haben Glück gehabt», sagt er dann und klopft auf Brosiks Schulter. «Sie sind tagelang zwischen den Russen herumgelaufen, das nennt man wirklich Schwein.»

Brosik denkt sich seinen Teil, denkt an die vielen Mohnkörner auf dem weissen Blatt Papier, denkt an Franz Dachert, dessen Blut in der Kälte dampfte, denkt an die anderen, die irgendwo gefallen sind oder noch umherirren.

«Melden Sie sich beim 1. Bataillon», hört Brosik den Ober-

leutnant sagen, bekommt eine angebrochene Schachtel «Junorund» geschenkt, bedankt sich und geht.

Beim Bataillon muss er wieder erzählen, wie es war, und wird dann zur 1. Kompanie geschickt. Der Spiess der Ersten teilt ihn dem 1. Zug zu, den ein Leutnant führt. Der Gruppenführer, bei dem Brosik sich meldet, ist ein Obergefreiter aus München. Er will nur «Sepp» gerufen werden.

«Du schaust aus wie der Tod von Altötting», sagt Sepp. «Bist no net lazarettreif, Spezi?»

«Nein», sagt Brosik, «aber hungrig bin ich wie ‘n sibirischer Steppenwolf.»

Als der Gefreite Brosik vor der Feldküche steht und seinen Schlag Bohnensuppe ins Kochgeschirr geklatscht bekommt, ist es ihm, als sei er wieder daheim. Als Soldat fühlt er sich eine halbe Stunde später beim Empfang des Karabiners und siebzig Schuss Munition.

Der Krieg kann also weitergehen. Ob man beim nächsten Rennen noch einmal davonkommt? Darüber macht sich Brosik noch keine Gedanken.

## 5

Die Kompanie der 129. Panzer-Grenadiere liegt in Reserve, und Brosik hat Zeit, sich auszuruhen und sich auf das nächste Kapitel dieser irrsinnigen Zeit einzustellen. Vor ein paar Tagen kam Ersatz an – junge Kerle, kaum drei Monate bei der Fahne und dann nach dem blutrünstigen Osten abgeschoben. Unter den jungen Hüpfern herrscht derselbe Optimismus wie damals bei der 11. Kompanie. Man liegt ja noch in Ruhstellung, und der Krieg ist nur als dumpfes Grollen in der Ferne zu hören, wird mehr wie ein Abenteuer besprochen und nicht wie ein Ringen auf Leben und Tod. Solange der Haufen geschlossen beisammen ist, solange man noch ein Dach über dem Kopf und einen warmen Lehmboden unter dem Körper hat, lässt sich der Krieg ertragen. Doch wehe, wenn ...

Es ist noch nicht so weit. Der Heilige Abend steht vor der Tür, und vorhin ist die Marketenderware eingetroffen. Morgen, am Vorabend des Festes, soll alles ausgegeben werden, so will es der Chef.

Brosik kann nicht schlafen; er hat sich überfressen. Nach den Tagen des Hungerns hat er alles in sich hineingestopft, was er kriegen konnte.

Er liegt im Winkel und horcht hinaus. Draussen wird herumgerannt, herumgeschrien und ein Heidenlärm gemacht. Die Tür fliegt auf, und jemand brüllt herein:

«Fertig machen zum Einsatz!»

Flüche werden laut, Gejammer wegen der Marketenderware. Statt Schokolade, Hustendrops, Schnaps und sonstiger

willkommener Sachen wird Munition ausgegeben. Munition! Munition! Die Taschen und Brotbeutel werden schwer – noch schwerer die Herzen, als man die Marketenderware in die Splittergräben wirft, mit Benzin übergiesst und anzündet.

Kopfschüttelnd steht der Sepp neben Brosik und sagt:

«Ja mei, is dös net a Jammer? Dahoam haben s' nix, und hier tuans alles so veraasen, die Deppen, die damisch'n.»

Es heisst, die Partisanen hätten wieder einmal einen Versorgungsweg der 22. Pz. Div. für die Rotarmisten freigemacht, und heute, am 23. Dezember 1942, am Tag vor Heiligabend, sei der Iwan in ein Dorf im Rücken der 22. Pz. Div. eingedrungen, wodurch er die Nachschubstrasse besetzt halte.

«A schön's Christkindl!», brummt der Sepp. «Der hätt a no a paar Tag warten könn!»

Befehl an die 1. Kompanie: zum Dorf vordringen, es bereinigen und absichern.

Es sind nur wenig motorisierte Fahrzeuge da. Nur der 1. Zug wird auf einen Lkw verladen und rollt ab, der Rest soll mit Schlittenfahrzeugen folgen. Zwei Panzer und schwere Waffen sind der Kompanie zugeteilt worden. Die Panzer setzen sich in Marsch, und eine Abteilung Feldhaubitzen geht links und rechts der Strasse in Stellung.

Vorsichtig nähert man sich dem Dorf, das in einer Mulde liegt. Die Panzer stellen sich bereit, um im rechten Augenblick einzugreifen. Zwei Panzer! Der Russe hätte bestimmt zwei Dutzend aufmarschieren lassen, die Deutschen aber haben nur zwei Stück. Aber die genügen, um die ausschwärmenden Grenadiere zu beruhigen, die sich zu einer Schützenkette formieren und langsam auf das unheimlich stille Dorf zugehen.

Brosik ist der letzte Mann am rechten Flügel der Schützen-

ketten. Nichts regt sich, friedlich liegen die Häuser in der Mulde. Die 15-cm-Haubitzen warten noch mit dem Feuerüberfall, denn erst sollen die Grenadiere die Lage klären.

Nur noch dreissig Meter sind es bis zum ersten Haus, auf das Brosik zugeht.

Da öffnet sich plötzlich die Haustür, und ein Mann tritt heraus; er trägt zwei Holzeimer, kommt gemächlich näher und will an Brosik vorbei.

Jeder ist anzuhalten, lautet der Befehl.

«Stoj!», ruft Brosik. «Kuda? – Wohin?»

Der Mann, eine Fellmütze auf dem Kopf, eine lange Steppjacke an, in plumpen Filzstiefeln, bleibt stehen und wundert sich, dass er russisch angesprochen wird.

«Sa wodoi (Wasser holen)», antwortet er, «du siehst doch, dass ich Eimer trage.»

Brosik winkt mit dem Gewehrlauf: «Ruki wjerch! – Hände hoch!»

Der Russe tut so, als höre er nichts, und geht weiter – als sei Wasserholen das wichtigste aller Dinge. Er will zu der Balka hinüber, der kleinen Schlucht am Dorfrand.

«Du sollst die Arme heben!», brüllt Brosik wütend.

Sepp und noch zwei Grenadiere kommen heran.

Der Russe lässt einen Eimer fallen und hebt einen Arm.

«Alle beide!», schreit Brosik. «Soll ich dir nachhelfen!»

Da hebt der Russe auch den zweiten Arm, und – unter der langen Jacke rutscht etwas hervor, fällt in den Schnee. Ein Gewehr.

Ein Schuss kracht, fast gleichzeitig noch einer. Der Russe greift sich an die Brust, dreht sich um die eigene Achse und bricht lautlos zusammen.

Brosik und Sepp bücken sich nach dem Gewehr – ein russisches.

«Der wollte sich dünnemachen», sagt Brosik.

«A Partisan», nickt Sepp und dreht den Toten auf den Rücken, schaut ihm in das struppige Gesicht. «Dös hast davon, du Bazi, du elendiger», murmelt er.

Der Zugführer kommt heran und betrachtet den Toten.

«Also doch Partisanen», sagt der Leutnant und ruft dann seinen Männern zu: «Feuer frei auf alle männlichen Personen, die nicht sofort stehen bleiben!»

Das Dorf wird durchsucht. Auf der Strasse liegen deutsche Soldaten. In einem Haus werden elf Tote gefunden, denen man mit Gewehrkolben die Schädel eingeschlagen oder mit Bajonetten die Hälse durchstochen hat. Die Feldküche ist umgeworfen worden, der Küchengefreite hängt an einem Dachbalken. Die Partisanen haben ganze Arbeit geleistet.

Brosik und Sepp stöbern in einem Heuhaufen acht verwundete Rumänen auf. Die armen Kerle sind halb tot vor Angst und erzählen entsetzliche Geschichten. Rücksichtslos wurde gemordet; die Partisanen hätten sogar Panzerspähwagen gehabt und seien kurz vor Anrücken der Grenadiere durch die Balka entkommen.

Das Dorf ist durchsucht. Am südlichen Ausgang geht eine Pak in Stellung und sichert die Strasse. Weiter vorzudringen ist nicht ratsam, da zwei Züge der Kompanie noch fehlen.

Der Tag vergeht, ohne dass etwas passiert. Die 1. Kompanie nistet sich in dem verlassenen Dorf ein.

Langsam wird es Abend. Heiliger Abend.

Brosik denkt an zu Hause. Jetzt werden sie den Lichterbaum anzünden ... Mutter und Hilde sitzen am Tisch und beten ... Ein paar Tränen werden geweint. «Gott geb's, dass wir nächste Weihnachten alle beisammen sind», wird Hilde sagen, und im Nachbarhaus wird gesungen. «Stille Nacht, heilige Nacht ...»

Brosik und ein paar Kameraden stehen im Windschatten ei-



nes Hauses. Es ist bitter kalt. Sie frieren erbärmlich, dürfen nicht einmal eine Zigarette rauchen, weil das streng verboten ist. Jeden Augenblick kann es irgendwo krachen, wie vorhin. Scharfschützen des unsichtbar bleibenden Gegners lauern im Dunkel und schießen haargenau auf jeden glühenden Punkt.

Stille Nacht, heilige Nacht ... Hier lauert der Tod und holt sich in unberechenbaren Zeitabständen seine Opfer.

Man unterhält sich im Flüsterton. Der Obergefreite Sepp Angermeier geht von Mann zu Mann und wünscht «Frohe Weihnachten» und «a g'segnetes Christkindl».

Der ganze 1. Zug steht auf Posten. Ablösung gibt es keine. Jedenfalls jetzt noch nicht.

Jetzt knirscht der Schnee unter näherkommenden Schritten. Der junge Leutnant ist es; er geht zu seinen Männern, drückt jedem die Hand und verschenkt Zigaretten. «Jetzt noch nicht rauchen, Leute ... später erst ... Wünsch euch vom Herzen ein gesegnetes Weihnachten ... Haltet aus, Leute ... beisst die Zähne zusammen. Es kommt auch wieder anders ... Frohe Weihnachten ... frohe Weihnachten.»

Man hört es der Stimme an, dass sie nicht schwanken will. Jeder Händedruck ist eisenhart.

«Ich frier bald an», flüstert einer der Neuen und trampelt verzweifelt am Fleck.

«Sakradi», schimpft Sepp, «wann geht's denn nun endlich los? Kimmt denn net bald d' Ablöse?»

Brosik verschwindet und schleicht vorsichtig zu dem Schober hin, wo heute am Morgen die acht verwundeten Rumänen gefunden wurden, rafft einen Arm voll Heu zusammen und trägt es zu den Kameraden.

«Hier ... legt's euch unter die Stiefel, das wärmt ein bisschen.»

«Jessas, dös is fein, Jupp. Vergelt's Gott!»

Wie sie sich freuen, über ein bisschen Heu, das sie sich unter die Füsse legen können, um die bissige Kälte abzuhalten, um wenigstens nicht im Schnee stehen zu müssen.

«Du bist a Urviech, Jupp», lobt Sepp. «Wenn wir jetzt nur noch a Schlucker! Warmes hätten – dann tät's mir scho g'fall'n.»

Etwas Warmes für den Bauch?

«Gebt die Feldflaschen her», flüstert Brosik, «ich will schau'n, dass ich wo was auftreib.»

Im vorletzten Haus wohnt eine alte Russin mit ihrem taubstummen Mann. Dorthin geht Brosik und schenkt der alten Frau eine Kerze. «Gib mir dafür Tee, Matj», sagt er zu der Alten.

Die nickt zustimmend und giesst eine grosse Kanne wunderbar heissen Tees auf, füllt die Feldflaschen voll und bereitet damit ein paar frierenden Männern ein bisschen weihnachtliche Freude.

Heu und heisser Tee, das ist Brosiks Weihnachtsgeschenk an die Kameraden der 1. Gruppe.

Gegen Mitternacht kommt der Leutnant vorbei. «Wer meldet sich freiwillig für einen Spährupp?»

«Ich!» Brosik tritt vor. Er will den Spährupp mitmachen, um sich endlich ein bisschen warm laufen zu können. Vielleicht braucht man auch einen Dolmetscher. Bis jetzt weiss niemand in der Kompanie, dass der Gefreite Brosik Russisch spricht. Man wird es noch früh genug erfahren!

Der Spährupp, geführt von einem Oberfeldwebel, hat Auftrag, das nächste Dorf zu erkunden, das nur etwa zwei Kilometer entfernt liegt. Der Auftrag lautet, die Häuser zu durchsuchen und möglicherweise verdächtige Zivilisten zu überrumpeln.

Schweigend setzt sich der Spähtrupp in Bewegung. Nur das ständige Knirschen des Schnees ist zu hören. Wie Schatten gleiten die Gestalten durch die Dunkelheit.

Das soll nun Weihnachten sein, denkt Brosik. Man geht auf Spähtrupp – man knallt vielleicht ein paar Menschen nieder oder wird selber in den Schnee geworfen!

Seine Gedanken wandern zu Hilde. Sie wird jetzt im Bett liegen – die Arme unter dem Nacken, mit offenen Augen in das warme, nach verbrannten Kerzen duftende Dunkel schauend. – Hilde ... Und ich hänge hier am Schluss einer schweigsamen Gruppe Kameraden ... ich denke an dich, Hilde ... spürst du meine Gedanken? Ich bin ganz bei dir ... ich trete in das Zimmer ein, gehe leise an dein Bett heran und beuge mich über dich...

Von vorne kommt ein zischender Laut. Ein winziges Dorf ist erreicht. Brosik schrickt aus seinen Gedanken auf.

«Los», zischelt der Spähtruppführer, «die Häuser durchsuchen. Wo sich was Verdächtiges zeigt – einfach zusammenschiesse!»

Brosik und zwei Mann gehen auf das erste Haus zu. Die Tür ist offen. Der abgeblendete Strahl einer Taschenlampe sucht umher. In der Stube raschelt Stroh. Der Lichtkegel sticht auf eine alte Frau zu, die sich vom Strohsack erhebt und erschrocken in die Helle blinzelt.

Brosik sagt auf Russisch: «Mach Licht, Matj!»

«Da, da ...», murmelt die Alte, «Ja, ja.» Nimmt einen Kien-span und hält ihn an das Licht der Taschenlampe, um ihn anzubrennen.

Ist die Alte so dumm, oder stellt sie sich nur so?

«Was willst du?», fragt Brosik, während die anderen hinter ihm grinsen und die finstere Stube durchsuchen.

«Spitschki njet», sagt die Alte – sie habe keine Streichhölzer.

«Nischt da», sagt jemand. «Wir können wieder abhaun.»

Brosik zögert. Ihm fällt auf, dass in dieser Stube kein Mief herrscht, sondern die Luft kalt und frisch ist – so, als stünde irgendwo ein Fenster oder eine Tür offen. Trotz nochmaliger Hausdurchsuchung ist nichts zu finden.

«Ab», befiehlt der Oberfeldwebel, und sie trampeln wieder hinaus. «Wir gehen noch ein Stück weiter», schlägt er vor.

Vom Dorf führt ein verschneiter Weg durch eine Balka und verliert sich irgendwo in der Dunkelheit. Auf dem Weg sieht man Fussspuren – also sind hier Leute gegangen, viele Leute.

Plötzlich taucht eine Gestalt auf und rennt über den Weg.

«Stoj!», brüllt jemand. Die Gestalt läuft weiter.

Da prasselt eine MP-Salve, und die Gestalt purzelt in den Schnee, wälzt sich ein paar Mal hin und her und bleibt liegen.

«Na guckt euch das mal an», sagt der Oberfeldwebel, als er die Gestalt untersucht hat.

Ein Zivilist ist es. Er trägt deutsche Wehrmachtsstiefel an den Füßen. Beim Abtasten findet man einen russischen Nagan-Revolver und reichlich Munition. Jedes Geschoss ist an der Spitze abgefeilt und zu einem Dumdumprojektil gemacht worden.

«So ein Schweinekerl!», murmelt jemand. «Der war sicher beim Überfall dabei.»

Wenn dieser Mann dabei war, ist er bestraft worden. Der Befehl lautet: Wer als Zivilist Waffen trägt und noch dazu Dumdummunition mit sich führt, hat keine Gnade zu erwarten und wird auf der Stelle erschossen!

Das Schiessen hat die Kameraden herbeigerufen.

«Machen wir Schluss», sagt der Oberfeldwebel.  
«Kehrt marsch, Kameraden – Richtung Stall!»

Es ist also erwiesen, dass Partisanen in der Nähe sind. Diese Tatsache lässt die Kälte vergessen und erhöht die Wachsamkeit.

So neigt sich die Christnacht dem Ende zu, in der ein Mensch auf der Flucht erschossen wurde, während die Familie die Geburt des Gottessohnes loben – weitab dieses Landes, daheim in den Stuben oder in kerzenerhellten Gotteshäusern.

Frostklirrend und pastellfarben beginnt der neue Tag. Die beiden anderen Züge sind nun eingetroffen, und die 1. Kompanie schwärmt auf die umliegenden Höhen aus. Eingraben, heisst es, Stellung beziehen!

Jetzt friert keiner mehr. Der Körper arbeitet sich warm, denn im gefrorenen Boden Deckungslöcher zu graben, ist nicht leicht und macht schwitzen.

Von der Höhe aus hat man einen weiten Blick über das Land. Es ist kaum zu erwarten, dass sich der Russe tagsüber heranschleicht und die Kompanie angreift. Die Stellung muss gehalten werden, heisst der Befehl. Die 22. Panzer-Division soll sich zurückziehen, und der Rückweg muss freigehalten werden.

Am Abend sind die Deckungslöcher tief genug gegraben, um vor der herankriechenden Kälte leidlich Schutz zu bieten. Ein Soldat hat sich am Heiligen Abend die Füsse erfroren und erwartet stillglücklich den Abtransport in die Heimat. Dass ihm beide Füsse amputiert werden müssen, scheint den jungen Bur-schen nicht weiter zu berühren.

«Meinst du, dass ich wohlbehalten überkomme?», fragt er.  
«Wann bringt ihr mich denn weg?»

«Bald, bald, du kommst schon weg», sagt der Sani.

Indessen ist der Festbraten nachträglich eingetroffen und brutzelt in der Feldküche. Für jede Gruppe eine Gans!

«A Gansbraten», schmunzelt Sepp, «mit Knödln und Blaukraut! Da legst di nieder!»

Sepps Gesicht aber wird lang und länger, als er sich vor die Aufgabe gestellt sieht, eine Gans für achtzehn Mann aufzuteilen. Jeder bekommt also nur ein winziges Stückchen, dazu aber umso mehr Kartoffeln, einen Knödel und eine Kelle voll Kraut mit Sosse.

Nun hocken sie in den Deckungslöchern und essen. Der Weihnachtsbraten ist inzwischen schon kalt geworden, aber er schmeckt. Etwas schwierig gestaltet sich auch das Vorhaben, das fette Kochgeschirr mit Schnee zu säubern. Hernach kommt die Festtagszigarette an die Reihe, und jeder ist zufrieden. Es bedarf ja nicht viel, um einen Frontsoldaten zufrieden zu machen: ein bisschen Essen, ein bisschen Heu unter den Füßen und eine Zigarette!

Auch Brosik hat sich am Buddeln beteiligt und ist gerade dabei, eine Art Sitzbank in das Erdloch zu hauen, als der Nebenmann ihm zuruft:

«Jupp, ich seh da vorne was ... guck du mal rüber!»

Brosik hebt den Kopf über das Deckungsloch und späht hinüber. Was dort drüben um einen Hügel herumkommt und eine Schneestaubwolke aufwirbelt, ist ein T 34. Und noch einer und noch einer! Fünfundzwanzig bis dreissig Stück dürften es sein, die in einer flachen Mulde verschwinden und gleich wieder auftauchen müssen.

«Panzer von vorn! Panzer von vorn!» Der Ruf pflanzt sich fort und bringt das Dorf auf die Beine. Die Geschütze werden fertig gemacht, die Pak schiebt sich heran. Sogar eine 8,8 ist da und macht sich feuerbereit.

Rums ... macht es, und der Schnee stiebt vor den Rohren auf. Ratsch ... bellt die Pak und schickt ein paar blitzschnelle Lichtpunkte hinüber. Leuchspur.

«Guck mal!», jubelt jemand. «Sie hauen ab!»

Tatsächlich drehen die Panzer ab und verschwinden. Erst gegen Nachmittag zu kommen sie wieder, aber diesmal gibt es den so genannten Rabatz. Ein Höllenlärm bricht los. Die 8,8 schießt, die Pak bellt, weiter hinten wummern die 15-cm-Haubitzen los und legen einen Feuergürtel vor die Höhen.

Hinter den Sowjetpanzern folgt Infanterie und lässt sich auch von den heftig schießenden MG nicht davon abbringen, sich bis auf achtzig Meter den Deutschen zu nähern. Die in weissen Tarnanzügen steckenden Russen sind nicht mehr zu sehen, es ist, als hätte sie der Erdboden verschluckt.

Zwei Sowjetpanzer sind liegen geblieben und brennen aus. Pechschwarz brodeln die Qualm aus den verschmorenden Wracks. Die anderen sind umgekehrt und haben den Infanteristen das Gelände überlassen.

Hie und da patscht es, und fast unmittelbar darauf ertönt in einem Schützenloch ein Schrei oder ein letztes Gurgeln. Drüben sind Scharfschützen am Werk. Wer die Nase hebt, hat eine Kugel weg. Zwei Tote kauern in den Schützenlöchern. Unmöglich, den Kopf heben und mal hinüberzuschauen.

Sepp hat seinen Stahlhelm abgenommen und schiebt ihn am Spatengriff nur ein bisschen über den Rand hinaus.

Peng ... klirr ... suiiii ... Der Stahlhelm hat ein Loch. Der Iwan zielt genau und passt gut auf, wo sich eine Nase zeigt.

Aber es zeigt sich keine. Alles hockt im klirrekalten Loch

und wagt es nicht, den Kopf zu heben. Fluchend hält man aus. Frierend, erbärmlich frierend erduldet man das lähmende Warten. Stundenlang. Eine Ewigkeit. Die Glieder erstarren langsam, aber sicher. Wer seine Notdurft verrichten muss, tut es im Loch. Scheusslich! Zum Verrücktwerden!

Die Geschütze brüllen dann und wann hinter dem Dorf auf und jagen ein paar Lagen hinüber. Aber man sieht nur die schwarzen Pulverflecke auf dem Weiss. Hebt man den Kopf, patscht es wieder, und man hat Glück, wenn die Kugel mit bösem ‚Huiiiii‘ dicht danebengeht und in den Schnee stiebt.

Nachts versucht die russische Infanterie anzugreifen. Die deutschen MG beginnen zu rasen und streuen den Tod ins Vorfeld. Jetzt liegen wieder Mohnkörner auf weissem Untergrund, aber diesmal sind die anderen die Toten. Viele werden hingeworfen und sind am Morgen verschwunden; man hat sie geholt, denn auch drüben gilt die Kameradschaft etwas, und man scheut vor persönlichen Opfern nicht zurück.

Zwei Tage lang liegt die 1. Kompanie im frostklirrenden Winter und hält die Stellung – hält sie, weil ein paar schwere Geschütze mit dabei sind und die Pak die lästigsten Angreifer abwehrt.

Die Ablösung trifft nachts ein. Kaum mehr ihrer Glieder mächtig, steigt die 1. Kompanie aus den Schnee- und Deckungslöchern und schleppt sich zum Dorf hinüber, in der Erwartung, dort eine warme Stube zu finden.

Denkste, Kumpel! Trosse sind eingetroffen und haben sich breit gemacht.

«Du Hirsch, du damischer Hirsch!», schreit Sepp einen Unteroffizier von der Artillerie an. «Wenn'st net glei Platz machst, hau' i dir mein' Zerstäuber über'n Grind, du Hirsch!» Und Sepp



hebt wirklich die Maschinenpistole, die er «Zerstäuber» nennt.

Man macht Platz und räumt den «Frontschweinen» das Feld. Aber nicht überall gelingt das. Es kommt sogar zu Schlägereien um einen Ofenplatz. Aber kaum hat man sich ein warmes Plätzchen erkämpft, ertönt schon wieder der Ruf:

«Erster Zug – raustreten!»

Es gibt Essen. Warmes Essen, das man gleich neben der Feldküche verschlingt. Die Mahlzeit, im Stehen eingenommen, erhält als Tischmusik MG-Geknatter und Geschützdonner. Man versteht kaum das eigene Wort. Der Russe versucht wieder einen Angriff, und von den Höhen spuckt ihm heisses Eisen entgegen.

So bricht die dritte Nacht an. Das Dorf ist voll gepfropft mit Trossfahrzeugen, die nach und nach Richtung Westen abrollen. Es wird immer stiller im Dorf. Nur ab und zu flackert von den Höhen herab MG-Feuer auf und verstummt wieder.

Da geht flüsternd der Befehl von Mann zu Mann: «Erste setzt sich ab ... dann Zwote. – Leise! Der Iwan darf nicht merken, dass wir das Dorf räumen!»

Wie Schatten huschen die Gestalten zurück, jedes Geräusch vermeidend. Die Rotarmisten vor den deutschen Deckungslöchern scheinen nichts zu ahnen. Dann und wann steigt eine gelbliche Leuchtkugel hoch und sinkt müde in die Nacht zurück, verlöschend.

«Der wird gucken, wenn er leere Löcher findet», kichert ein Soldat.

«Schnauze halten ...», zischelt jemand.

«Kameraden», witzelt ein anderer, «vorwärts, 's geht wieder zurück!»

So lösen sich die 129. Panzer-Grenadiere vom Gegner und

ziehen sich nach Westen zurück. Der Weg ist von den vielen Schlittenspuren glatt gewalzt und erschwert das Marschieren.

Alle Augenblicke plumpst es, und ein Fluch wird laut.  
«Niemand hat was vom Hinlegen gesagt.»

Stundenlang marschieren sie. Die Meinungen dürfen nun lauter geäußert werden.

«Mensch, wohin mauken wir denn jetzt?», wird gefragt.

«Na – heeme halt», sagt ein Sachse. «Jeder Gilomäter zurück bringt uns näher heeme.»

«Solang mer latschen», sagt Sepp zu Brosik, «is ‘s guat. Aber wehe, wenn wir auf d’ Wagen verladen werd’n, dann is der Bart ab.»

Sepp hat richtig vorausgesagt: Lkw kommen an. «Aufsitzen, Leute!», heisst es. «Wir müssen nach vorne! Dalli, dalli ...!»

Die 1. Kompanie geht wieder in Stellung und soll von einer Höhe aus die Sicherung der Strasse übernehmen. Von Eingraben wird nichts gesagt. Nur ein dünner Schützenschleier schwärmt auf die Höhen aus und übernimmt die Absicherung der Strasse, damit die letzten Reste der 22. Panzerdivision sich unbelästigt absetzen können.

Ein bitterkalter Wind fegt über die Höhen, die rechts der Strasse liegen.

«Mensch, das hält keiner aus», jammern die armen Kerle dort oben. «Ich bau mir wenigstens ‘ne Schneeberg.»

Das tun sie dann auch; sie bauen einen Wall aus Schnee, hinter dem man vor dem tödlich kalten Wind Schutz suchen kann. Indessen rollen die Trossfahrzeuge die Strasse entlang, dazwischen Pak und Einzelgeschütze der schweren Abteilung. Man setzt sich nur langsam vom Feinde ab und überlässt dem letzten Geschütz den Feuerschutz.

Brosik ist wieder rechter Flügelmann und hockt hinter der rasch erbauten Schneewand. Auf der Strasse verstummt allmählich das Geräusch der Fahrzeuge.

Wie lange hab ich schon nicht mehr geschrieben?, fragt sich Brosik. Es gelingt ihm nicht, die Zeit auszurechnen, die vergangen ist, seit er den letzten Brief an Hilde geschrieben hat. Das Hirn ist wie eingefroren. Der einzige Gedanke, der immer wieder aus einer Wolke Kälteempfindungen auftaucht, ist der: Ein Ofen ... ein Schluck heisser Tee ... Wärme ... Und wenn's auch nur ein stinkender Misthaufen wäre ... ein Stall. Man friert sich ja kaputt ...

Brosik schaut auf die Leuchtziffern seiner Uhr.

Drei Uhr zwoundzwanzig morgens. Warum ist es auf einmal so still? «He! ... Du! ...» Brosik ruft es zu seinem Nebenmann hinüber. Der schweigt aber. Erfroren? Eingeschlafen für immer?

Brosik rappelt sich hoch, geht auf unsicheren Beinen zum nächsten Schneewall.

Leer. Auch der nächste und übernächste. Brosik steht allein auf weiter Flur. Die Kameraden sind fort! Ihnen nach! Bloss nicht allein hier bleiben! Diese Stille ist ja grässlich!

Brosik stolpert voran, fällt hin, rafft sich wieder auf. Wo ist die Strasse? Irgendwo hat sie doch einen Knick gemacht! Die Strasse! ... Man müsste sie doch schon längst erreicht haben!

Jetzt vernimmt Brosik Motorengeräusch. Es verstummt für einen Augenblick. Stimmen werden laut. Deutsche oder Russen? Ist der Iwan schon da?

Vorsichtig geht Brosik den Stimmen nach und trifft auf die Strasse. Kameraden sind da! Gott sei Dank!

«Halt!», brüllt es Brosik entgegen. «Hoch die Flossen, sonst kracht's!»

Indem Brosik die Arme schnell hochhebt, gibt er sich laut und deutlich zu erkennen:

«Nicht schiessen, Kameraden! Hier ist der Gefreite Brosik von der 1. Kompanie! Nicht schiessen!»

Die Gewehrläufe senken sich.

«Kommen Sie mal näher, Sie ...!», ruft jemand. Es muss ein Offizier sein, vor dem Brosik keuchend stehen bleibt und sich meldet: «Gefreiter Brosik von der 1. Kompanie, Herr ...»

«Wo kommen Sie denn her?»

«Ich bin ... man hat mich vergessen, Herr Leutnant.»

Der Offizier, wirklich ein Leutnant von der Ari, lacht.

«Gepennt, wie? – Ihre Kompanie ist schon lange weg.» Brosik sieht jetzt, dass eine Zugmaschine auf der Strasse steht; wahrscheinlich holt man noch ein Geschütz ab.

«Ich muss das Abrücken meiner Kompanie überhört haben», sagt Brosik. «Können Sie mich mitnehmen, Herr Leutnant?»

«Wir haben wenig Platz», sagt der Leutnant, «aber irgendwo werden Sie sich schon hinklemmen können. – Los, aufsitzen! Dalli, dalli, sonst rückt uns der Iwan auf den Hals!»

Die Zugmaschine fährt noch fünfhundert Meter und holt die letzte, absichernde Pak. Man beeilt sich sehr, weil die Russen schon im Partisanendorf zu hören sind. Sie suchen dort nach den Feinden, die sich inzwischen geräuschlos abgesetzt haben.

Jetzt geht es wieder zurück. Brosik hat keinen besseren Platz als auf dem hin und her schlenkernden Geschütz gefunden. Hier krallt er sich fest und droht alle Augenblicke herunterzufallen. Die Zugmaschine legt einen Affenzahn vor. Der eisige Fahrtwind winselt um die Ohren und macht die Glieder erstarren.

Brosik möchte schreien und sich den Kameraden auf der Zugmaschine bemerkbar machen, aber er bringt keinen Ton heraus. Allmählich merkt er, dass die Kälte ihn tötet, dass er festfriert am Geschütz.

Die Fahrt wird langsamer, weil die Strasse etwas ansteigt. Auf der Höhe angekommen, sieht man plötzlich geradeaus Leuchtkugeln aufsteigen. Weisse. Die Kameraden machen sich bemerkbar.

«Weiterfahren!», schreit der Offizier dem Fahrer zu. Die Zugmaschine brüllt auf, die Räder rasen, ohne zu greifen, das Ganze rollt plötzlich rückwärts.

«Halt! – Absitzen!»

Mehr tot als lebendig klettert Brosik vom Geschütz; man hängt es von der Zugmaschine ab und schiebt es mit Hooo-ruck und Zuuugleich auf die Höhe. Dann kommt die Zugmaschine wieder heran und will vorbei. In diesem Augenblick aber beginnt es von unten her zu krachen. MG-Garben rauschen über die Köpfe hinweg und prasseln in die Bordwände des Fahrzeuges.

«Die Idioten schiessen auf uns!», brüllt der Leutnant.

«Leuchtzeichen abschiessen!»

Zischend steigt die weiss glühende Rakete in den frühen Morgenhimmel hinauf, bleibt am Zenit stehen und sinkt langsam herab.

Der Beschuss verstummt. Jemand stöhnt. Ein Kanonier ist verwundet worden.

Was war geschehen? Ein Irrtum natürlich. Unten, rechts der Strasse, in einer Kolchose, lag ein Sicherungstrupp und glaubte in den Nachzüglern Russen zu sehen.

«Wir dachten wirklich, der Iwan wär's», entschuldigt sich der Feldwebel.

«Denken! Denken! Überlassen Sie das den Pferden ...» Die altbekannte Antwort eines Höhergestellten, wenn jemand

falsch gedacht hat. Mit diesem Anpfeiff aber heilt das zerschossene Bein des jungen Kanoniers nicht zusammen; er wird's vielleicht hergeben müssen – verlieren, weil jemand keinen so grossen Kopf hatte wie ein Pferd.

Brosik fragt sich zur 1. Kompanie durch. Man hat dort noch gar nicht gemerkt, dass er fehlt. Nur Sepp, dem waren ein paar trübe Ahnungen gekommen, dass Brosik sich verlaufen hat.

«Jetzt bist ja wieder da», sagt der Münchener gemütlich. «Jetzt saften wir wieder zusamm' nach Morosowskaja oder wia dös Kaff glei' hoasst. Fuffz'g Kilometer is nur noch. Gar nimmer weit also.»

Gerade als Brosik bei der Feldküche steht und sich die Feldflasche mit heissem Tee auffüllen lässt, kommt der Spiess heran und sagt:

«Sie gehören doch eigentlich zur 306. ID., nicht wahr?»

«Jawohl, Herr Hauptfeldwebel.»

«Gehen Sie zur Schreibstube, und lassen Sie sich eine Bescheinigung ausschreiben, dass Sie am 23. und 24. Dezember am Gefecht teilgenommen haben. Sie melden sich dann in Morosowskaja bei der Versprengten-Sammelstelle.»

Was bleibt Brosik anderes übrig, als den Befehl zu befolgen. Die Bescheinigung ist schnell ausgestellt, ein paar Schachteln Zigaretten kommen noch hinzu, ein paar gute Wünsche. Dann reicht Brosik dem Münchner Obergefreiten die Hand.

«Mein Gastspiel bei euch ist zu Ende, Sepp. Schade. Ich muss mich bei der Versprengten-Sammelstelle in Morosowskaja melden.»

Sepp blinzelt traurig.

«A geh», sagt er, «bleib halt bei uns, Jupp.»

«Geht nicht, Sepp – Befehl ist Befehl.»

«Himmelkruzitürken», schimpft Sepp, «allweil melden sich die Besten ab – allweil!»

«Vielleicht treffen wir uns bald wieder», sagt Brosik.

«Itn Massengrab vielleicht», brummt der Bayer. Zehn Minuten später marschiert der Gefreite Josef Brosik auf der Strasse nach Morosowskaja und stellt fest, dass er auf seiner Odyssee immer wieder gute Freunde verliert.

## 6

Unterwegs trifft Brosik zwei humpelnde Soldaten. Sie stützen sich gegenseitig und sind vor ein paar Minuten von einem Lkw abgeladen worden, der in eine andere Richtung als nach Morosowskaja fährt.

«Was ist denn mit euch los?», fragt Brosik.

«Wir sollen uns bei der Krankensammelstelle melden», sagt der eine. Er hat ein schmales, bartstoppeliges Hungergesicht. Der andere zählt kaum zwanzig Jahre. Heller Flaum spriesst um ein rundes Kinderkinn, zwei blaue Augen schauen traurig in die Welt. «Fusskrank», sagt der Junge. «Erfrierungen. Wir lagen acht Tage im freien Feld.»

«Wo?»

«Bei Ljuba. Und wo kommst du her?»

Brosik erzählt kurz sein Schicksal.

«Ja, ja», seufzt der mit den blauschwarzen Bartstopplern, «der Krieg frisst uns alle auf – und wenn's auch nur die Zehen oder Füße sind.»

Ein Pkw erbarmt sich der drei hinkenden Gestalten, denn auch Brosiks Hüfte ist noch nicht geheilt. Der Fahrer, ein Luftwaffensoldat vom Flughafen bei Morosowskaja, fährt die Strecke, zu deren Bewältigung die drei Soldaten mindestens zwei Tage gebraucht hätten, in knapp einer Stunde.

Der Wagen hält vor der Ortskommandantur. Die müde Fracht wird ausgeladen. Ein Dankeswort, dann fährt der Wagen weiter.

In der Ortskommandantur herrscht Hochbetrieb. Brosik



meldet sich bei einem Feldwebel und zeigt die Ausweispapiere und die Bescheinigung, dass er bei dem 129. gewesen sei und dort im Einsatz gestanden habe.

«Ich suche die ‚Wildsau‘«, sagt er dann.

Der Feldwebel guckt verdutzt. «Wollen Sie mich veräppeln?», fragt er misstrauisch.

«Keine Spur», grinst Brosik, «so heisst mein Verein, zu dem ich gehöre.»

Jetzt geht auch dem Feldwebel ein Seifensieder auf. «Ach ja, das dreihundertsechste! Zu dem gehören Sie? – Das muss irgendwo bei Sibirki liegen – in der Nähe des Flugplatzes. Melden Sie sich bei der Frontleitstelle.»

Bis zur Frontleitstelle sind es immerhin neun Kilometer. Brosik und die beiden Fusskranken humpeln also weiter. Sie lassen sich Zeit. Der Feind ist ja ziemlich weitab, und man braucht sich nicht mehr zu beeilen.

Endlich sind sie in der Frontleitstelle. Sie weisen sich aus, dass sie weder Drückeberger noch Simulanten sind. Die Kettenhunde, die hier sehr zahlreich vertreten sind, studieren eingehend die Ausweise, stellen misstrauische Fragen, müssen aber doch einsehen, dass diese drei Soldaten auf dem Pfad der Pflicht wandern.

«Zum Krankenrevier», heisst es für die beiden Grenadiere. «Und Sie nach Sibirki, dort sammelt sich die ‚Wildsau‘!», sagt man zu Brosik.

«Hilfst du mir, Kamerad?», fragt der Flaumbärtige.  
«Ich kann keinen Schritt mehr gehen.»

Brosik stützt den armen Kerl und bringt ihn, mit dem anderen zusammen, ins Krankensammellager.

Auch hier herrscht Hochbetrieb. Kranke, nichts als Kranke. Die Verwundeten sind weiter zurückverlegt worden. Nur ein paar ganz schwere Fälle sind noch da – Fälle, die wohl für immer hier bleiben werden.

Der Flaumbärtige hockt mit schmerzverzerrtem Gesicht auf der Bank, Brosik in der Mitte, der andere nebenan. Sie warten, bis ein Sani sich die Zeit nimmt, etwas zu fragen.

Endlich kommt einer.

«Fusskrank», melden die beiden Grenadiere, «Hüftverletzung», Brosik.

«Los, kommt gleich rein», sagt der Sani und macht eine Tür auf.

Dahinter liegt ein grosser, niedriger Raum, in dem es nach Desinfektionsmittel und Zigarettenrauch riecht. Ein Arzt im weissen Kittel, die Zigarette im Mundwinkel, ist gerade dabei, einem narkotisierten Soldaten den Zeigefinger aufzuschneiden, der dick und blaurot angeschwollen ist. Blutvergiftung wahrscheinlich.

«Ich will ... will zur Anna ...», murmelt der Narkotisierte und beutelt den struppigen Kopf hin und her. «Ich will zur Anna ...»

«Gleich, gleich, mein Sohn», hört Brosik den Arzt sagen, dann muss er wegschauen, weil der Arzt den vergifteten Finger öffnet.

Es wimmeln noch ein paar Sanitäter im Raum herum. Auch eine ältere Krankenschwester ist da.

Die kommt heran.

«Na, meine Lieben, wo fehlt's euch?»

«Nehmen Sie erst mal die beiden hier vor, Schwester», sagt Brosik. «Die haben's vielleicht nötiger als ich.»

«Erfrierungen», murmelt der Jüngere. «Erfrierungen am rechten Fuss», sagt auch der andere.

Die Schwester holt einen Schemel heran, setzt sich darauf und geht an die schwierige Aufgabe, die knochenhart gefrorenen Knobelbecher der beiden Fusskranken abzuziehen.

Neugierig schaut Brosik zu, wie die schmutzigen Fusslappen von den Füßen gewickelt werden.

Der Flaumbärtige gibt keinen Muckser von sich. Dann schliesst Brosik erschrocken die Augen. Oh, denkt er, so sieht das aus, wenn einem der Fuss erfroren ist! Wie schrecklich!

Ein Sanitäter ist herangetreten und hilft der Schwester.

«Ts, ts, ts ...», machen beide.

Die Füsse der armen Kerle sehen aus, als hätte man sie in kochendes Wasser getaucht. Die Haut hängt in Fetzen herunter. Das nackte Fleisch hat eine schwärzliche Farbe.

«‘s tut eigentlich gar nicht so weh», sagt der eine, «‘s kitzelt nur so komisch.»

Brosik würgt an etwas. Ihm ist speiübel. Er steht auf und taumelt hinaus. Nur frische Luft, sonst kippt er hier um! Frische Luft!

«Ich will zur Anna ...», lallt es hinter ihm.

Brosik raucht eine Zigarette an und starrt über den Platz, auf dem Sanitätsfahrzeuge herumkurven, Kisten von Lkw abgeladen werden und ein paar Hiwis den Schnee wegschaufeln.

Ich bin eigentlich noch gut davongekommen, denkt Brosik. Ich lebe noch ... Es ist wie ein Wunder! Ich lebe noch! – Und all die schrecklichen Bilder der letzten Tage tauchen plötzlich wieder auf – das freie Land, das flache, auf dem die dunklen Punkte liegen ... der Oberkörper ohne Beine ... der blutrote Schnee ... die platt gewalzten Leiber ... die dampfende Brust Franz Dacherts ... die toten Partisanen und Rumänen ...

Mein Gott, warum das alles?, fragt sich Brosik. Nur weil man diesen dreckigen Ort hier halten will? Ein paar Städte, die man früher nie gekannt hat? Ein Land, das einem fremd bleibt, immer fremd sein wird, weil man es nicht versteht? Stirbt man

deshalb? Was soll dieser Irrsinn? Warum geht er nicht zu Ende?

«He, du!», ruft jemand hinter ihm; es ist der Sanitäter.

«Komm rein und lass dich verarzten.»

Brosik geht in den Behandlungsraum zurück. Der Arzt wäscht sich die Hände und hat eine neue Zigarette im Mundwinkel hängen, die beiden Fusskranken sind verschwunden.

«Was ist mit ihnen?», fragt Brosik, als er sich auszieht.

«Müssen amputiert werden», sagt der Sanitäter. «Dem einen beide Füße, dem anderen nur der rechte. Für die ist der Krieg aus. Na, zeig her, was fehlt dir?»

Die Prellung an der Hüfte reicht nicht aus, um ins Lazarett verlegt und von dort weg auf Heimaturlaub geschickt zu werden.

«Ich lege dir ‘n Pechpflaster auf», sagt der Sani. «In ein paar Tagen kannst du wieder Kniebeugen machen.»

Verarztet und mit einer Marschverpflegung für zwei Tage versorgt, sucht Josef Brosik seinen verloren gegangenen Haufen, dessen taktisches Zeichen eine Wildsau ist. In Sibirki soll die Divisionssammelstelle sein, auf der anderen Seite des Flugplatzes.

Eine italienische Maschine startet gerade, als Brosik über den vereisten Platz schliddert, von einem Posten angebrüllt und dann – als die Maschine gestartet ist – hinübergelassen wird.

Was mag aus meiner Kompanie geworden sein? Wer ist bei diesem grausigen Massaker übriggeblieben? Was werde ich jetzt vorfinden? Brosik ist wirklich neugierig und beeilt sich.

Sibirki ist ein kleiner, armseliger Ort. Und hier soll sich eine ganze Division sammeln? Drei Regimenter, die mit einer Stärke

von je 3'000 Mann ausgezogen sind? In diesem jämmerlichen Kaff sollen also rund 10'000 Mann sein?

Ihm kommen trübe Ahnungen.

«Existiert die Elfte noch?», fragt er einen vorübergehenden Soldaten.

Der deutet mit dem Daumen über die Schulter. «Dort drüben in dem Haus, wenn du die Augen aufmachst.»

Brosik betritt das Haus und steht dann in einer Stube, in der es nach Rauch und nassen Kleidern riecht.

«Gefreiter Brosik von der 11. Kompanie meldet sich zurück!»

Am Tisch sitzt Spiess Schimanek und dreht sich langsam um. Dann springt er auf und schreit:

«Brosik! Mensch! Du lebst noch?»

«Wie Sie sehen, Herr Hauptfeld – 'n bisschen angekratzt und verlaust, aber ich lebe noch.»

Schimanek drückt dem Gefreiten die Hand, schlägt ihm auf die Schulter, ist ganz aus dem Häuschen und umarmt ihn sogar.

«Setz dich, Brosik – erzähle, erzähle! Hast du welche von uns getroffen? Kommst du auch von Nizni-Astrachow?»

Brosik kann gar nicht so schnell erzählen, wie gefragt wird. Stückweise berichtet er, was nach Nizni-Astrachow passiert war, erzählt vom 1. Zug, der zerwalzt wurde, erzählt von Dacht, von Leo Brumme, von Feldwebel Fackel. «Ich weiss nicht», sagt Brosik dann, «ob Fackel noch lebt. Der Russe hat auf einmal dazwischengefunkelt, und alles ist auseinandergespritzt.»

Schimanek bietet Zigaretten und Schnaps an, ist ganz durcheinander und sagt immer wieder, wie sehr er sich freue, dass Brosik da sei. Dann erzählt er. Er sei mit dem Nachkommando in Nizni-Astrachow geblieben, und auf einmal seien die Russen im Dorf gewesen.

«Wir mussten die Beine in die Hand nehmen», sagt er dumpf. «Alles mussten wir liegen lassen – die ganze Schreibstube.»

«Die ganze Schreibe?» Brosik ist gar nicht böse, dass die ganze Schreibstube in die Binsen ging. Mit ihr die Beurteilung in den Wehrpässen: schlechter Soldat. Braucht strenge Führung. Alles Käse! Wenn Brosik sich auf die Führung verlassen hätte, säße er jetzt nicht hier.

«Dann ist Hauptmann Kroske gefallen», erzählt Schimanek. «Ich bin mit Gump, Lenzinger und Köhler noch gerade durchgekommen, und jetzt sitz ich alleine hier.» Er zeigt auf eine Kartentasche und schlägt mit der flachen Hand darauf. «Das ist von der ganzen Schreibstube übriggeblieben, Brosik! Alles andere hat der Iwan.»

Sie tauschen weiter ihre Erlebnisse aus. Die ganze Front um Nizni-Astrachow ist zusammengebrochen. Erschreckend hohe Verluste.

«Ich schätze, dass nur zehn von hundert zurückgekommen sind, Brosik. Ganz schön, nicht wahr?» Er grinst trübe und wischt sich mit der grossen Hand übers Gesicht.

Schweigen.

Zehn von hundert! Zehn Prozent Überlebende von einem ganzen Regiment. Deshalb also ist Sibirki so leer!

Brosik fragt, wo die 6. Kompanie untergebracht sei, und dass er dort einmal nach Leo Brumme fragen wolle, der noch auf der Rollbahn vor Orlow dabei war.

«Drei Häuser weiter», sagt Schimanek und bittet Brosik dann, gleich wiederzukommen. «Wir trinken einen. Heut ist doch Silvester, Brosik. Ich habe einen feinen Kognak vorrätig, den machen wir heute alle!»

Brosik sucht die Schreibstube der 6. Kompanie. Ein Feldwebel ist da und fragt nach seinem Begehren.

«Wissen Sie, ob der Gefreite Brumme schon eingetroffen ist?», forschert Brosik.

«Waren auch Sie in Nizni-Astrachow dabei?», lautet die Gegenfrage.

«Ja, ich bin eben erst eingetrudelt und war bei der 22. Pz. Div.; es steht alles in meinem Soldbuch.»

«Schon gut», winkt der Feldwebel ab, und dann überfällt er Brosik mit Fragen und nochmals Fragen. Jeder, der sich bis hierher durchschlagen konnte, will wissen, was «hinten» los war und wer alles übrig geblieben ist.

Als Brosik eine nochmalige kurze Schilderung abgegeben hat und zum zweiten Male nach Leo Brumme fragt, sagt ihm der Feldwebel, dass kein Brumme eingetroffen sei. «Das ganze Bataillon besteht nur noch aus sieben Mann», gesteht er.

«Ich habe gar nichts mehr – nur unnützen Kram. Tut mir leid, Gefreiter, ich kann Ihnen nichts Besseres sagen.»

Sieben Mann von einem Bataillon übrig geblieben! Ein trauriges Fazit, ein grausiges!

Brosik geht wieder und denkt an Leo. Wahrscheinlich hat es auch ihn erwischt. Mit Mann und Ross und Wagen ... Hat das nicht der «grösste aller Feldherrn» gesagt, nach dem Polenfeldzug? Ja doch! Mit Mann, Ross und Wagen! Das war damals. Heute sind die Rollen vertauscht worden. Der Gegner ist stärker! Viel stärker!

Wo wird das alles enden?

Kopfschüttelnd kehrt der Gefreite Brosik in die Behausung der 11. Kompanie zurück und lässt sich Schnaps geben. Denn Brosik will sich betrinken – so betrinken, dass er den Jahreswechsel nicht mehr wahrnehmen kann, will betrunken sein, um nicht mehr denken zu müssen und das Schreckliche loszuwerden, was sich in der verschneiten Weite dieses unheimlichen Landes zugetragen hat.

Diesig und bitterkalt fängt das neue Jahr an. Neu aufgestellt soll auch das zerschlagene Regiment werden. Auf dem vereisten Sportplatz wird angetreten; ungefähr 300 Mann sind es, die von den über 3000 übrig geblieben sind, eingerechnet die Offiziere.

Bald weiss ein jeder, dass nur das I. Bataillon aufgestellt und in drei Kompanien eingeteilt wird. Den Hauptanteil an diesem zusammengekratzten Bataillon stellen die Trosse, denn bei denen sind doch mehr übrig geblieben als bei den Kampftruppen.

Der Bataillonsführer ist Hauptmann Rudolph, in einem pelzgefütterten Mantel wie ein Bär wirkend, lästig, mit krächzender Stimme und watschligen Bewegungen; früher führte er eine Stabskompanie. Mehr weiss man nicht vom neuen «Batailloner».

Die 1. Kompanie übernimmt ein Oberleutnant, die 2. und die 3. je ein Leutnant als Führer. Zusammengesetzt ist das neue Bataillon aus ehemaligen Ari- und Tross-Männern. Ein bunter Haufen formiert sich auf dem eiskalten Sportplatz und wird mit viel Geschrei zu einem Bataillon geformt.

«Gefreiter Brosik!»

«Hier!»

«Sie gehören jetzt zum Bataillonsstab und übernehmen die Aufgaben eines Melders.»

«Jawohl, Herr Leutnant», sagt Brosik zum einteilenden Adjutanten.

Brosik freut sich wenig und wäre lieber bei der 11. geblieben. Als Melder und Dolmetscher ist er jetzt eingeteilt und untersteht also unmittelbar Hauptmann Rudolph.



## 7

«Fertig machen zum Abrücken!», heisst es am Nachmittag des 1. Januar 1943 – jenem schicksalhaften Jahr, in dem die grössten Blutopfer dem Krieg dargebracht werden sollen.

Das I. Bataillon übernimmt die Aufgabe, den Flugplatz bei Morosowskaja zu besetzen und notfalls zu verteidigen, denn von hier aus soll die Luftwaffe die Kämpfer von Stalingrad mit Nachschub versorgen. So heisst es wenigstens. Auf dem vereisten Rollfeld herrscht Stille. Ein paar reparaturbedürftige Ju 52 stehen am Rande des Rollfeldes und machen einen vergessenen Eindruck. Die letzte Maschine, eine italienische, ist vor zwei Tagen gestartet. Seither keine mehr. Gestapelte Bomben liegen unter dem Schnee und halten ihren Winterschlaf, denn kein Bomber ist da, der sie nach Stalingrad tragen könnte, um die verzweifelten Kämpfer zu entlasten.

Das Bataillon liegt verstreut um den Flugplatz herum. Bis auf Wachdienst gibt es nichts zu tun. Man friert nur und sieht sich der Frage gegenübergestellt, wie lange diese Ruhe noch dauern soll.

Nicht lange! Am 3. Januar, nachts, kommt der Befehl:  
«Morosowskaja wird geräumt!»

Eiskalt fegt der Wind über den öden Flugplatz. Der Boden ist spiegelglatt, als die 2. und 3. Kompanie darüber hinwegschliddern, während die 1. als Nachhut folgen soll.

Brosik schindert über das Eis und macht sich damit warm. Schon als Junge ist er gern geschindert, und jetzt macht es noch immer den gleichen Spass.

Die Soldaten taumeln und rutschen aus. Massenstürze gibt es auf dem spiegelglatten Eis. Fluchen und Lachen tönen durch die Nacht.

Neben Brosik balanciert ein Soldat, schmeisst die Arme hoch und knallt auf den Hosenboden nieder. Immer wieder.

Armer Kerl, denkt Brosik und schindert zu ihm hin, hebt ihn auf und fragt:

«Von welchem Sauhaufen bist du denn, Kumpel?»

Der Mann rappelt sich hoch. «Ich bin von keinem Sauhaufen, ich heisse Leutnant von Dahl und bin Kompaniechef der Dritten.»

«‘tschuldigung, Herr Leutnant», grunzt Brosik erschrocken.

«Macht nichts», sagt der andere, «unterstützen wir uns ‘n bisschen. Ich komm mir nämlich vor, als sei ich eben erst zur Welt gekommen.»

«Gern, Herr Leutnant.» Brosik stützt den Offizier, aber gleich darauf krachen alle beide aufs Eis.

Lachend erreicht man den Rollfeldrand und trennt sich wieder. Etwa drei Stunden lang dauert der Marsch durch die Winternacht des neuen Jahres; dann taucht ein Dorf auf, in dem das Bataillon Stellung bezieht.

Hauptmann Rudolph hat sich in einem leeren Haus einquartiert und richtet dort seinen Befehlsstand ein.

«Ich brauche Licht», lautet sein erster Befehl. «Bei einem Hindenburglicht kann ich nicht arbeiten. Kerzen brauche ich!»

Der Adjutant lässt Brosik rufen und sagt: «Gehen Sie sofort zum Zahlmeister, und lassen Sie sich Kerzen geben. Es eilt!»

Kerzen? Wegen Kerzen querfeldein bis zum nächsten Dorf stiefeln, wo der Tross liegt?

Befehl ist Befehl.

Brosik nimmt das Fahrrad und schiebt los. Nur kurze Strecken kann er radeln, dann muss er wieder schieben.

Er schwitzt. Wann kommt denn endlich das Kaff? Er ist der Meinung, dass er viel zu lange unterwegs ist – dass das Dorf schon längst erreicht sein müsste. Aber weit und breit ist nichts zu sehen, nichts zu hören. Nur der eiskalte Wind bläst ins Gesicht, und die Dunkelheit gähnt ringsum.

Brosik schiebt unschlüssig weiter. Plötzlich ertönt von vorn Motorengeräusch. Ein Lkw nähert sich und hält an, als auf der verschneiten Strasse jemand mit dem Fahrrad steht und winkt.

Brosik fragt nach dem Weg und erhält die Antwort:

«Menschenskind, bist du denn verrückt? Du kommst doch von dort!»

Er hat sich also verlaufen und ist in die falsche Richtung marschiert.

«Wennste hier mit dei'm Drahtesel weiterschiebst», sagt einer der Soldaten, «kommste zum Iwan rüber. Der hat heute Tatsinskaja aufgerollt.»

«Nee», grunzt Brosik erschrocken, «dorthin will ich bestimmt nicht.»

«Komm, steig ein! Schmeiss deinen Schluchtenrenner hintendrauf!»

Auf diese etwas gemütlichere Weise gelangt Brosik in das Dorf, wo der Tross eingezogen ist. Mit herzlichen Dankesworten an die Lkw-Fahrer geht Brosik weiter und sucht das Quartier des Zahlmeisters.

Der schläft schon und ist ziemlich ungnädig, als man ihn weckt.

«Was wollen Sie, Mann?», fragt er.

«Bin hergeschickt worden, um Kerzen zu holen, Herr Zahlmeister.»

Das runde Gesicht legt sich in ärgerliche Falten. «Mensch, bei Ihnen piept's wohl, was?»

«Bei mir nicht», wagt Brosik zu antworten. «Herr Hauptmann Rudolph schickt mich her, um Kerzen zu holen.»

Der feiste Herr mit dem verschlafenen und ärgerlichen Gesicht schüttelt den Kopf.

«Wegen Kerzen werden Sie querfeldein gejagt? Junge, Junge, das ist ja mehr als Unsinn.»

«Kriege ich nun die Kerzen oder nicht?», fragt Brosik ungeduldig.

Er kriegt sie. Zehn Stück holt der Zahlmops heran, und dazu noch eine Packung mit hundert Zigaretten.

«Für den Weg», sagt der Zahlmops und klopft Brosik gönnerhaft auf die Schulter.

Er bedankt sich, schiebt sieben Kerzen in die linke und drei in die rechte Manteltasche, dazu die Zigaretten. Hauptmann Rudolph wird sich auch mit sieben Kerzen zufriedengeben müssen.

Es ist zwei Uhr nachts, als Brosik mit seinem Fahrrad heimwärts schiebt. Hundemüde und ausgefroren kommt er an, übergibt die Kerzen und sucht sich ein Quartier.

Eine alte Russin nimmt ihn auf. Sie wundert sich, dass Brosik so gut Russisch spricht, und holt gleich eine Schütte Stroh in die Stube, breitet es vor dem Lehmofen aus und lässt ihn allein.

Es dauert keine halbe Minute, da ist er eingeschlafen. So fest eingeschlafen, dass er den Befehl zum Abrücken nicht hört. Er erwacht erst, als ihn jemand rüttelt. Es ist die alte Russin.

«Mach, dass du fortkommst!», zischt sie aufgeregt. «Rotarmisten sind im Dorf!»

Brosik fährt hoch, rennt zum Fenster und – kriegt einen

Schlag. Tatsächlich, draussen laufen Iwans herum. Sie rufen und winken sich zu. Drei Russen nähern sich dem Haus, in dem Brosik den Abzug der Kameraden verschlafen hat.

Nun aber nichts wie weg! – Die alte Russin macht das hintere Fenster auf, und Brosik springt hinaus, fängt zu rennen an, stolpert, schlägt hin, rennt wieder weiter. Jeden Augenblick kann es hinter ihm knallen.

Muss ich denn immer der Letzte sein?, schiesst es Brosik durch den Kopf, als er durch den knietiefen Schnee wühlt. Ich werde dabei doch einmal über die Klinge springen müssen! Sicher!

Soweit er es in Erinnerung hat, wollte das Bataillon nach Maly-Chlopkowski weitermarschieren. Aber wo liegt das Kaff? Brosik steht im Schnee und schaut sich um. Von rechts ertönt Motorengeräusch. Dort muss die Rollbahn sein!

Brosik pirscht sich an die Geräusche heran, entschliesst sich dann aber, aufrecht zu gehen, um nicht von den eigenen Leuten abgeknallt zu werden. Es sind Deutsche, die auf der Rollbahn marschieren. Alles drängt in Richtung Maly-Chlopkowski, weil die Rote Armee schon wieder im Rücken steht.

In Maly-Chlopkowski trifft Brosik die Kameraden, lässt sich erzählen, dass der Iwan im Nachbardorf sitzt, und meldet sich dann bei Hauptmann Rudolph zurück.

«Wo waren Sie denn, Sie Tüte?», schnauzt dieser. «Ich habe Sie nirgendwo gesehen!»

«Herr Hauptmann, ich war beim Iwan. Bin ihm aber noch rechtzeitig entwischt.»

Hauptmann Rudolph reisst seine fett gepolsterten Äuglein auf, als er hört, dass in dem frei gewordenen Dorf schon die Sowjets sein sollen. Es muss eine feindliche Sicherungsgruppe

gewesen sein, die ins Dorf eindrang. Jetzt werden bestimmt die Panzer drin sein.

«Nach mir kann bloss der Iwan kommen», stellt Brosik fest und veranlasst damit, dass Hauptmann Rudolph sofort die Strasse sichern lässt. Die 1. Kompanie geht links, die 2. rechts der Rollbahn in Stellung, die 3. sichert im freien Feld. Im Dorf bleibt nur eine Reserve zurück, für alle Fälle.

Man wartet. Stunden vergehen, ohne dass der Gegner sich zeigt. Die Soldaten frieren zum Gotterbarmen und liegen stundenlang im Schnee, bei einer Kälte von mindestens 26 Grad.

Den ganzen Tag über bleibt es still. Als es dunkel wird, kommt er. Langsam, vorsichtig, sichernd. Ein paar Feuerstösse prasseln ihm entgegen. Dann ist die Rollbahn wieder leer. Der Gegner wartet die völlige Dunkelheit ab. Man hört Panzergeräusche. Und dann greift er an. Die Nacht ist voller Lärm und glühender Feuer schlangen. Die Deutschen wehren sich heftig. Da ein paar Infanteriegeschütze mit dabei sind, werden die ersten Angriffe abgeschlagen. Eine Pak hat einen Panzer abgeknallt, der qualmend auf der Rollbahn steht. Gespenstisch der Anblick, wie er ausbrennt, wie es immer wieder dumpf kracht und Funken aufstieben.

Auch im freien Feld hämmern MG und husten zwei Panzerabwehrgeschütze.

In dieser Nacht hat Brosik nichts zu lachen. Da keine telefonische Verbindung zu den einzelnen Kompanien besteht, müssen die Melder los und die Befehle überbringen. Immer wieder hetzt Brosik durch den Schnee, wirft sich nieder, wenn die Luft zu singen beginnt und die kleinen Geschosse mit Gezirpe über den Kopf wegfliegen.

Eben ist er wieder von einem Gang zurückgekommen und

kauert müde im Winkel des Gefechtsstandes. Draussen wütet noch immer Gefechtslärm. Einen Durchbruch konnte der Gegner bis jetzt noch nicht erzwingen. Das I. Bataillon hält die Stellung! Hält sie noch, obzwar der gegnerische Druck immer heftiger wird.

Da kommt ein Melder herein und ruft keuchend:

«Herr Hauptmann, ich kann die Kompanie nicht finden! Sie ist weg!»

«Wer weiss, wo Sie rumgerannt sind, Sie trübe Tasse!», schreit Hauptmann Rudolph nervös. «Ich will sofort die Lage gemeldet haben: – Kehrt – marsch, und raus mit Ihnen!»

Der Melder geht. Am Dorfausgang hämmern in wildem Rhythmus zwei MG. Dazwischen hört man das trockene Krachen von platzenden Handgranaten. Ist der Feind etwa schon im Dorf?

Wieder stürzt der Melder herein. «Herr Hauptmann, die Kompanie ist weg!»

«Zum Teufel!», schreit Hauptmann Rudolph. «Sie muss da sein! Ich habe keinen Befehl zum Absetzen gegeben!»

«Vielleicht... vielleicht hat der Iwan sie schon kassiert», japst der Melder.

Der Hauptmann überlegt blitzschnell, wendet sich an Brosik und sagt:

«Kommen Sie mit, wir schauen selber nach, was los ist!»

Ringsum kracht und prasselt es. Die Querschläger singen um die Köpfe. Am Dorfausgang ist ein Kampf Mann gegen Mann im Gange. Auf der Rollbahn hört man starken Motorenlärm.

Es ist nicht zu glauben: Starke sowjetische Kräfte ziehen auf der Rollbahn entlang, ohne sich in den Kampf im Dorf einzuschalten; wahrscheinlich haben die auf der Rollbahn vordringenden Russen andere Befehle.

Das Dorf ist umstellt. Zwischen den Häusern patschen und rattern die Waffen. Hier kämpft jetzt die zurückgehaltene Reserve gegen eine Überzahl von Feinden.

Hauptmann Rudolph und Brosik wissen nun, was los ist. Zwei Kompanien sind spurlos verschwunden. Nur die erste ist noch da und wird mit der Reserve im Ort zusammengedrängt.

Wo sind die beiden Kompanien? Haben sie sich ohne Befehl abgesetzt? Sind sie vom Gegner gefangen genommen worden? Das lässt sich jetzt nicht feststellen.

«Melder zu mir!», schreit der Hauptmann. Und dann erteilt er den Befehl: «Holt alles her, was noch da ist! Wir müssen einen Gegenstoss unternehmen, um von hier herauszukommen!«

Die Melder hetzen los, laufen von Schütze zu Schütze, rufen ihnen zu, sich zur Befehlsstelle zurückzuziehen. Immer müder wird das Abwehrfeuer. Geduckte Gestalten verlassen die Deckungslöcher und rennen in die Mitte des Dorfes zurück. Der Platz, auf dem man noch kämpft, ist kaum 200 Meter breit.

Was hat der Hauptmann vor?

Die Überlebenden sammeln sich vor dem Gefechtsstand. Nur zwei MG feuern noch, um den zögernden Gegner abzuhalten, einen Nachstoss zu führen.

Das nützt Hauptmann Rudolph aus.

«Wir müssen hier raus», sagt er nervös, «Wir müssen alles versuchen, sonst sind wir erledigt.»

Leutnant von Dahl ist einer der wenigen noch vorhandenen Offiziere.

«Wie sollen wir durchkommen?», fragt er. «Auf der Rollbahn marschieren feindliche Kolonnen.»

«Wir brechen einfach durch. Fragen Sie nicht lange! Beeilen wir uns. Jeder schießt, was das Zeug hält. Wer verwundet wird,



muss liegen bleiben. Wir können leider keine Rücksicht nehmen. Es geht um unser Leben, Leute!»

So ist es: Es geht um das Leben des Restes des Bataillons. Stumm nicken die Soldaten, laden ihre Gewehre nach, schieben ein frisches Magazin in die MP, nehmen das Maschinengewehr in die Hüfte und erwarten den Abmarschbefehl.

«Wir müssen nach Samarin durchkommen», sagt Hauptmann Rudolph. «Los jetzt! Vorwärts – marsch!»

Der Gegner weiss mit der augenblicklichen Ruhe in Maly-Chlopkowski nichts anzufangen, ist misstrauisch und zögert mit dem Nachstossen in die Dorfmitte.

Das nützt man aus. Schmal ausgeschwärmt wendet sich das Restbataillon der Rollbahn zu, hastet durch den zerwühlten Schnee, stolpert über Tote und erreicht die Rollbahn. Dort marschieren und rollen noch immer feindliche Kolonnen.

Jetzt bricht die Hölle los. Ein wildes Schiessen beginnt. Zwei sowjetische Kolonnen sind zu überrascht, als dass sie sich zur Wehr setzen. Aus allen Gewehren schiessend, mit Pistolen und Handgranaten bricht das Restbataillon durch die feindlichen Kolonnen und mäht alles nieder, was sich ihm in den Weg stellt. Schreie gehen im Getöse der Schiesserei unter. Da und dort fällt jemand nieder, rappelt sich wieder hoch, schießt und jagt den Kameraden nach, die jenseits der Rollbahn im welligen Gelände verschwinden.

Der Durchbruch ist gelungen. Keine Toten. Nur ein Mann hat sich beim Hinfallen den Arm gebrochen.

In einer Balka wird kurz Pause gemacht. Hauptmann Rudolph ist stolz auf seinen Schwung und verliert lobende Worte.

«So, Leute», sagt er, «und jetzt müssen wir uns bis Samarin

durchfranzten. Wäre doch gelacht, wenn wir das nicht schaffen.»

«Jawoll, wir schaffen es», murmeln sie alle.

Mit Karte und Kompass wird marschiert, der Hauptmann vorneweg.

Obwohl Brosik nicht ganz sicher ist, dass dieser den Weg nach Samarin findet, endet der Marsch doch in dem kleinen Dorf. Das Restbataillon quartiert sich in einem Kolchosenstall ein, in dem es von Soldaten wimmelt.

«Wo kommt ihr her?», wird gefragt.

«Aus Maly-Chlopkowski. Dort sitzt der Iwan jetzt drin.»

«Was? Der Iwan?»

Merkwürdig rasch wird der Stall leer. Zurück bleibt nur das Restbataillon. Hauptmann Rudolph lässt Wachen ausstellen und schickt Brosik los, die Lage zu erkunden und nachzuschauen, wo die beiden Kompanien geblieben sind.

Eine halbe Stunde später weiss Brosik Bescheid. Die beiden Kompanien unter der Führung des Oberleutnants und des Leutnants haben sich vorzeitig vom anrückenden Gegner gelöst und sind Richtung Westen davonmarschiert.

Der Hauptmann wird puterrot im Gesicht, als Brosik ihm das mitteilt.

«Jawoll, Herr Hauptmann. Vor zwei Stunden war's.»

«So eine Gemeinheit», murmelt Hauptmann Rudolph.

«Na wartet, das werde ich euch anstreichen!»

Die Schützen liegen in der Balka verstreut und beobachten ein kleines Dorf, von dem man nicht weiss, was in ihm steckt. Man muss annehmen, dass es vom Feind besetzt ist.

«Brosik, Sie unternehmen einen Einmannspähtrupp», ordnet Hauptmann Rudolph an.

Der Gefreite nickt folgsam. «Jawoll, Herr Hauptmann.»

«Schauen Sie mal nach, was da drüben los ist, und kommen Sie sofort zurück, wenn der Feind das Dorf besetzt hält.»

Aber sicher, denkt Brosik, schultert sein Gewehr und stapft los.

Nach etwa dreihundert Meter taucht ein deutscher Soldat auf. Die beiden treffen sich und gucken sich an.

«Was machst du da?», fragt Brosik.

«Ich soll mal nachschaun, was in dem Nest da drüben los ist.»

«Welchem Verein gehörst du denn an?»

Der Soldaten erzählt, dass er zum Regiment 581 gehöre und von seinem Chef denselben Auftrag habe wie Brosik von seinem Hauptmann. Also liegen hier noch Reste von Regimentern, die gegenseitig von ihrer Existenz keine Ahnung haben. Eine verwirrende Situation! Eine lächerliche, wenn sie nicht so blutig ernst wäre!

«Da vorne sind welche», verrät der Soldat vom anderen Regimentsrest. «Ich kann nicht erkennen, ob's unsere oder Iwans sind.»

«Da will ich gleich mal nachschauen», sagt Brosik. «Bleib du hier in Deckung, und ich geh stur drauflos. Wenn's die Unsern sind, sag ich dir Bescheid – sind's Russen, meldest du's meiner Einheit. Einverstanden?»

Der Soldat ist nur zu gern einverstanden und legt sich in den Schnee.

Brosik geht weiter. Als er vor sich Gestalten sieht, nimmt er Deckung und beobachtet mit dem Glas. Nein, es sind keine Sowjets. Strippenzieher sind am Werk, ganz deutlich ist es zu erkennen.

Da kann ja nichts passieren, sagt sich Brosik und steht auf,

geht freiweg auf die Männer zu und bleibt erst stehen, als ein gefährliches «Halt» gedonnert wird.

«Gefreiter Brosik vom I. Bataillon», stellt er sich einem Leutnant vor. «Und wer sind Sie?»

«Wir gehören zum 581.», sagt der andere, «und richten hier eine B-Stelle ein.»

«Das ist ja grossartig», sagt Brosik. «Dann kriegen wir ja Ari-Schutz!»

Der Leutnant nickt. «Wir werden denen schon einen Feuerzauber vor die Nase legen!»

Es handelt sich um eine Batterie Infanteriegeschütze, die irgendwo in einer Schneemulde in Stellung gehen sollen. Brosik zieht hocheifrig ab und glaubt ganz sicher daran, dem Alten eine gute Nachricht bringen zu können.

«Na wunderbar», freut sich auch Hauptmann Rudolph und reibt sich die Hände. «Wir sind nicht mehr allein! Wir haben endlich Artillerieschutz!»

Inzwischen hat es sich herausgestellt, dass Samarin noch drei Kilometer weitab liegt und das I. Bataillon nur eine Art Vorwerk besetzt hat, zu dem ein paar Kolchosen gehören. In Samarin liegen also die Reste des Regiments, zu denen allem Anschein nach auch die I. G. gehören. Es ist schwierig, in diesem Durcheinander die genaue Lage und Situation festzustellen.

Brosik ist müde und sucht sich ein windgeschütztes Plätzchen in einer Schneeburg, nimmt einen Schluck eiskalten Kartoffelschnapses zu sich und zieht den Kopf ins Genick. Als vor der Schneeburg Stimmen laut werden, schaut er hinaus und sieht, dass eine Granatwerfergruppe herangekommen ist. Man baut einen 8-cm-Werfer auf, der ins Gefecht eingreifen soll, falls plötzlich Russen auftauchen.

Beruhigt kauert Brosik sich wieder in den eiskalten Winkel;

wenn man müde ist, ist's egal, wie und wo man schläft. Hauptsache, man wird nicht vergessen und bekommt einen festen Fusstritt, wenn abmarschiert wird oder sonst etwas los ist.

Da erwacht Brosik. Ringsum wird geballert. Von links vorne kommt der Lärm am stärksten.

«Was ist denn los?», fragt Brosik die Granatwerferleute.

«Keine Ahnung», sagen die, «da oben muss es rundgehen.» Sie deuten zum Hang hinauf, hinter dem das Geknatter und Gekrache anhält.

Brosik wühlt sich den Schneehang hinauf und wirft sich oben hin. Kaum hundert Meter von der Balka entfernt stehen zwei Sowjetpanzer und feuern aus allen Rohren.

«Panzer!», ruft Brosik zu den Granatwerferleuten hinunter. Dann rutscht er den Hang hinunter und rennt zum Gefechtsstand hinüber. Kein Mensch da. Auch die Schützen- und Deckungslöcher sind leer.

Verdammt! Wieder den Anschluss verpasst, denkt Brosik.

Er rennt zu den Granatwerferleuten zurück. Man ist schon dabei, das Ding abzumontieren und Stellungswechsel zu machen. «Nimm 'n Munikasten!», schreit einer der Leute, und Brosik packt so eine schwere Kiste, nimmt sie auf die Schulter und hastet den anderen nach, die es sehr eilig haben, von hier wegzukommen.

Die beiden Panzer können nicht durch die Schlucht und müssen einen Umweg machen, der zum Dorf hinüberführt. Von links tauchen noch ein paar flüchtende Soldaten auf und schliessen sich der Granatwerfergruppe an.

Plötzlich taucht am Ende der Schlucht ein Panzerspähwagen auf und stiebt auf die laufenden Gestalten zu. Ein paar MG-Salven knattern.

Die Granatwerferleute werfen alles weg und spritzen auseinander. Brosik lässt die Munitionskiste fallen und wetzt querfeldein, verfolgt vom gefährlichen Gezirpe der Kugeln.

Immer wieder dasselbe, denkt er. Immer wieder Fersengeld geben! Wo finde ich meinen Haufen wieder?

Brosik schaut zurück. Da sieht er, dass der Panzerspähwagen einen Soldaten eingeholt hat. Das unförmige Fahrzeug bleibt stehen. Eine Tür tut sich auf, und der Soldat verschwindet mit zappelnden Beinen im Wagen. Gefangen. Glück gehabt! Hätte auch anders kommen können. Also macht der Russe doch Gefangene! Vielleicht auch, dass der Wagenkommandant guter Laune war und einen Gefangenen brauchte, um ihn ein bisschen auszufragen. Der Gegner ist eben unberechenbar!

Die anderen Soldaten rennen weiter und verschwinden, ohne dass einer liegen geblieben ist.

Auch Brosik schaut zu, dass er aus dem Bereich des Panzerspähwagens kommt. In einer Mulde, hinter einem verlassenen Schafstall, stösst er auf die Gruppe und trifft hier auch den Hauptmann wieder.

Hauptmann Rudolph ist ärgerlich und kaut an einem Stück Brot.

«Wo kommen Sie denn her?», schnauzt er Brosik an.

«Von vorne», sagt Brosik. «Panzer sind da!»

«Zum Kuckuck, warum schiesst die Ari nicht?», will der Hauptmann wissen. «Sie haben doch gemeldet, dass der VB vorne ist! Wo ist der VB?»

«Weiss ich nicht, Herr Hauptmann. Im Dorf liegen die 581-er. Aber vielleicht türmen jetzt auch sie.»

«Schweinerei», knurrt der Hauptmann. «Möchte wissen, warum der VB nicht schiesst. Sie haben doch mit ihm gesprochen, Brosik!»

«Ja natürlich!» Brosik findet das Gespräch albern. Wahrscheinlich ist der VB angesichts der auftauchenden Panzer gleich umgekehrt und kam gar nicht mehr dazu, die B-Stelle zu errichten.

«Holen Sie mir den VB her», befiehlt der Hauptmann.

«Ich will sofort den VB sprechen.»

Ist denn der Mann noch zu retten?, denkt Brosik. Wie soll ich den VB herholen, wenn er gar nicht mehr da ist.

«Herr Hauptmann, ich habe keinen VB mehr gesehen», sagt er. «Hundert Meter von der Balka entfernt standen zwei Sowjetpanzer.»

«Ich will den VB sprechen», brüllt der Hauptmann.

«Sind Sie taub? Holen Sie mir sofort den VB her.»

Die Soldaten wenden sich ab und grinsen. Der Alte spinnt wieder mal.

«Jawoll», sagt Brosik und macht kehrt, geht ein Stück zurück und klimmt den Hang hinauf. Weit und breit kein VB zu sehen. Im Schnee sind Spuren, die in Richtung Samarin verlaufen. Als Brosik sich noch ein Stück ins freie Feld vorwagt, sieht er die Fernsprechstrippe liegen. Sonst nichts. Der VB ist nicht da. Weit und breit nicht zu sehen. Dafür kichern in Richtung des Dorfes ein paar MG. Dazwischen patscht schwaches Schützenfeuer.

Brosik kehrt zur wartenden Gruppe zurück und meldet dem Hauptmann:

«Kein VB mehr zu sehen, Herr Hauptmann. Alles ist getürmt.»

«Mist verdammter», knurrt der Bär und boxt ärgerlich in die Luft. «Was machen wir jetzt?»

«Abhauen», schlägt Brosik vor. «Schauen wir mal nach, was in Samarin los ist, Herr Hauptmann.»

Damit ist der Hauptmann einverstanden. Der müde, frierende Haufen zockelt hinter dem Führer her. Kein Wort wird ge-

sprochen. Jedem der Soldaten ist die Niederlage ins Gesicht geschrieben, das stumme Resignieren, das Aussichtslose und Verkrampfte der Lage. Es herrscht keine Ordnung mehr. Die Befehle sind unklar, weil die Vorgesetzten selbst nicht wissen, was gespielt wird. Das einfachste wär, man liefе weg – immer nach Westen, der Heimat zu.

Aber sie laufen nicht weg, sie marschieren stumm nach Samarin. Alles, was zurückflutete, hat sich dort gestaut. Das I. R. 581 ist nahezu auseinander gefallen und setzt sich nur noch aus Bruchteilen von dem zusammen, was es einmal war.

Hier soll nun eine Art Neuaufstellung gemacht werden. Alle Offiziere und Mannschaften werden noch einmal namentlich erfasst. Ein Major will den kunterbunten Haufen sortieren und wieder einsatzbereit machen.

Verdrossen und hungrig stehen die Reste des I. Bataillons im Freien und warten. Kuchendünste wehen heran und erwecken reissenden Hunger. Dieser und jener versucht es bei einer fremden Feldküche und bekommt zur Antwort:

«Hau ab, du gehörst ja gar nicht hierher! Lass dir von deinem Haufen Fressen geben!»

Die Kochgeschirre des I. Bataillons bleiben also leer. Aber Hauptmann Rudolph isst auch gerne – isst mehr als drei Mann zusammen, hat Hunger und geht zum Kommandeur des I. R. 581.

«Wir haben schon seit Tagen keine Verpflegung mehr», sagt der Hauptmann zum Major. «Bitte lassen Sie Essen an mein Bataillon ausgeben.»

«Wie stark sind Sie noch?», lautet die Frage.

Der Hauptmann nennt die Zahl, die unter hundert liegt. Mehr sind nicht übrig geblieben von den knapp dreihundert, die am Neujahrstag in Sibirki angetreten waren.



«Tschja ...» – Der Major reibt sich das unrasierte Kinn – «Verpflegung ... Sie kriegen Verpflegung, wenn Sie sich damit einverstanden erklären, ihr Restbataillon dem I. R. 581 zu unterstellen.»

Hier an der Ostfront, vor Stalingrad, geschieht es, dass sich eine Regimentsnummer der anderen verkauft. Um ein volles Kochgeschirr! Um ein Brot! Um ein paar Zigaretten! Bedenkenlos sagt Hauptmann Rudolph zu.

Die Kochgeschirre werden gefüllt. Es gibt Essen. Warmes Essen! Dass sich die Männer des ehemaligen I. R. 580 dafür als Lückenbüsser verkauft haben, ahnt keiner.

Die Rotarmisten wissen nicht, wie wirr und unentschlossen die Besatzung von Samarin ist. Wüsste es der Gegner, es würde ihm ein Leichtes sein, den Ort aufzurollen und den Soldatenhaufen zu kassieren.

Nachts wird Samarin geräumt. Möglichst geräuschlos setzen sich die Kolonnen ab und halten Richtung auf die grosse Ortschaft Arakanzew.

Samarin wird leer. Beiderseits der Ausfallstrasse liegt die Einheit Rudolph und sichert den Abzug des Regiments.

Endlich wird der Befehl geflüstert: «Absetzen! Leise ... leise! Auf der Strasse sammeln!»

Zwei Mann fehlen. Sie lagen am äussersten Flügel im Schnee und sind in die Ewigkeit hinübergeschlummert.

Als im Osten der Himmel erblasst, ist Samarin leer, und auf der Strasse nach Arakansew verlaufen viele Spuren in Richtung zur Freiheit.

Die Freiheit? Nein! Arakansew soll zu einer Hölle werden. Der Gegner hat zu einem Zangengriff angesetzt und bietet seine ganze Stärke auf, um die «Entflohenen» festzuhalten und der restlosen Vernichtung zuzuführen.

Am Abend des 7. Januars greift der Russe an und schickt

mit seiner Panzer-Armada ausgeruhte und bestens ausgerüstete Infanterie vor. Immer enger wird die Umfassung der Ortschaft Arakansew. Von allen Seiten schießt der Gegner zwischen die Häuser und auf die Strasse. Ausgeschwärmt, wieder in flüchtig ausgehobenen Schützenlöchern stehend, verteidigt sich das I. R. 581 mit der Wut der Verzweifelten.

An der nördlichen Dorfseite liegen drei Soldaten hinter einer Hausruine. Links daneben ist eine Pak in Stellung gegangen. Geradeaus wühlt sich ein T 34 heran, bleibt stehen, schießt und fährt wieder ein Stück.

Der Richtkanonier der Pak behält die Nerven. Drei Schuss hat er noch, dann ist die Pak nichts mehr wert.

«Lass den Kerl nur kommen», knurrt der Richtkanonier. «Dem verpass ich eine, dass ihm alle Lichter ausgehen!»

Dann rumpst es plötzlich. Dreimal schnell hintereinander. Der T 34, kaum achtzig Meter weit entfernt, beginnt zu qualmen. Das Schiessen ist verstummt. Die Luke fliegt auf, und drei ... vier Gestalten purzeln in den Schnee.

Jetzt springen die anderen drei Soldaten auf und laufen geduckt den verdutzten Sowjets entgegen.

«Hände hoch!»

Sie heben die Hände und lassen sich gefangen nehmen. Ein Leutnant ist dabei, gross, schlank, mit einem hübschen Gesicht, das arrogant lächelt.

Brosik wird gerufen, um den Leutnant auszufragen.

Sie schauen sich an. Der Russe lächelt noch immer.

«Welcher Einheit gehören Sie an?», beginnt Brosik das Verhör, darauf gefasst, dass der Leutnant kein Wort verrät.

Aber der Leutnant gibt Antwort. Lächelnd sagt er, dass er zum 690. Schützen-Regiment gehöre. So lächelt nur der Sieger.

Es wird nicht mehr lange dauern, dann wird der russische Leutnant frei sein, weil die Kameraden ringsum stehen.

«Wart ihr auch bei Nizni-Astrachow dabei?», will Brosik wissen.

«Ja.»

«Ihr habt gemein gekämpft», wirft Brosik dem Russen vor.

«Wir haben euch nicht gerufen», lautet die Antwort. «Ihr seid selber schuld.»

Brosik muss dem Leutnant Recht geben; man ist nicht gerufen worden. Aus den anfänglichen Erfolgen sind Niederlagen geworden. Der Besitzer dieses Landes wehrt sich, und er wehrt sich mit Überlegenheit.

Der Kampf um Arakansew dauert an. Die Deutschen halten die Ortschaft gegen eine Übermacht. Ringsum geschehen Heldentaten, von denen kein Wehrmichtsbericht sprechen wird. Ringsum liegen die Toten in Massen. Schwerverwundete brüllen nach der Pistole. Der einzige vorhandene Arzt weiss nicht, wo er zuerst helfen soll; es mangelt an Verbandszeug und Medikamenten. Der arme Kerl mit dem Bauchschuss muss ohne Morphinum sterben, der andere mit dem Schussbruch am Bein verblutet, ehe er «drankommt».

Ist wirklich alles verloren? Gibt es keinen Durchschlupf mehr?

Der Major ist gefallen. An seiner Stelle kommandiert ein Oberleutnant; man nennt ihn nur den «versoffene Heini». Kein Wunder. Oberleutnant Drake kann nur kämpfen, wenn er Alkohol im Blut hat.

Hauptmann Rudolph und Oberleutnant Drake besprechen sich. Der Hauptmann will die Kapitulation Vorschlagen.

«Sind Sie wahnsinnig!», schreit Drake. «Kommt ja gar nicht

in die Tüte! Wir brechen durch, darauf gebe ich mein Wort!»

Der Oberleutnant nimmt noch einen gewaltigen Schluck Kartoffelschnaps aus der Feldflasche, und dann handelt er.

«Jungs», sagt er, «das wäre doch gelacht, wenn wir aus dieser Scheisse nicht rauskämen! Solange wir noch Munition haben, kommen wir raus!»

Drake will den Durchbruch wagen. Saserski-Alifanow heisst das Ziel, nur acht Kilometer von Arakansew entfernt.

«Wenn wir das Nest erreichen, sind wir durch!», verheisst er. «Los, Jungs, in die Hände spucken und – drauf auf sie!»

Mitreissend ist der Schwung, mit dem Oberleutnant Drake den zusammengedrängten Kampfhaufen formiert. Der Angriff beginnt. Ein Höllenlärm bricht los. Im Sprung-auf-marschmarsch stossen die Männer des verlorenen Regiments vor. Die Sowjets sind auf einen solchen Elan nicht gefasst und ziehen sich zurück. Mit dem Instinkt des alten Kämpfers findet Oberleutnant Drake die schwächste Stelle im Ring und stösst durch.

Der Abend naht, als das Regiment die Nähe des Dorfes Saserski-Alifanow erreicht. Der Angriff und der gewaltsame Durchbruch haben weniger Opfer gekostet als das Hin und Her bei Arakansew, und so halten sie keuchend inne und erwachen wie aus einem bösen Traum.

«Mensch, wir sind durch ... wir sind durch!» Sie können es kaum glauben.

Aber was ist das? Was rasselt und dröhnt in Saserski-Alifanow? Das sind schon wieder Panzer! Ist der Russe schon wieder da?

«Volle Deckung!», brüllen sie sich zu. «Panzer!»

Und schon stieben sie heran – sieben Ungetüme mit brüllenden Motoren.

«Hurra!», schreien diejenigen, die links und rechts der Strasse in Deckung liegen, und springen auf. «Hurra! Das sind die Unsern! Unsere Panzer!»

Nur sieben Panzer, die von der Kampfgruppe Hoth kommen, sind es, aber es genügt, um die Lage eindeutig zu klären. Nur stichwortartig ist die Unterhaltung zwischen dem «versoffenen Heini» und dem Panzerkommandanten, dann donnert die wilde Jagd los und geht auf die Hatz nach dem Gegner. Im Nu hat sich das Blatt gewendet. Die Sowjets ziehen sich zurück. Da und dort hockt noch ein Maxim in einer Mulde und tackert im gemächlichen Rhythmus, dann schweigt es, und das schwerfällige Ding auf Holzrädern steht verwaist da.

Die sieben deutschen Panzer schaffen Luft, und als die Dunkelheit hereinbricht, schweigt allmählich das Geschiesse. In Saserski-Alifanow ziehen die Deutschen ein und besetzen die Häuser. Nach unzähligen Niederlagen endlich ein Sieg! Ein Sieg, um verschlafen zu können, um die Toten und Verwundeten aufzusammeln und der menschlichen Pflicht Genüge zu tun.

In dieser Nacht werden die Soldaten zum ersten Mal satt, denn es gibt Hühner, Schweine und sogar Kälber in Saserski-Alifanow.

Nun lachen sie wieder, die Soldaten, nun sind sie ein bisschen zuversichtlich geworden.

«Jungs», sagt der «versoffene Heini», «ruht euch aus. Wer heimschreiben will, kann die Post bei der Feldküche abgeben.»

Trostlos, weit und öde ist die winterliche Steppe, durch die das Regiment 581 im Eilmarsch zum Donez strebt, denn dort soll

eine neue Verteidigungslinie errichtet werden. Die Strapazen des Marsches sind unmenschlich. Der russische Winter hat seinen Höhepunkt erreicht, und die Quecksilbersäule ist bis auf vierzig Grad abgesunken.

In dieser tödlichen Kälte wird marschiert. Tagsüber beziehen die Soldaten Stellungen im freien Feld, nachts geht es weiter. Ein qualvoller Marsch, der kein Ende nehmen will. Oberarzt Dr. Klein muss 26 schwere Erfrierungsfälle von der Verpflegungsliste streichen lassen und die armen Kerle, denen die Haut in Fetzen von den Gliedern hängt, ins Lazarett schicken. Zu Tode erschöpft sind auch die Pferde. Treu und brav haben sie den schweren Muni-Karren durch den Schnee gezogen, doch dann geht es nicht mehr. Sie bleiben einfach stehen, werden ausgespannt und ihrem Schicksal überlassen; denn keiner der Soldaten bringt es übers Herz, diesen treuen Tieren den Gnadenschuss zu geben.

Kadaverweg wird die Strasse von Saserski-Alifanow zum Donez genannt, denn hier liegen die Opfer dieses Marsches, erstarrt, die Hufe von sich gestreckt, mit glasigem Blick, bis sich der fallende Schnee über die Kadaver deckt. Der ständig nachdrückende Gegner braucht keine Karten – er braucht nur den verendet am Strassenrand liegenden Tierleichen zu folgen, um die Fluchtrichtung der Deutschen zu erfahren.

Von Tag zu Tag wird der Haufen hungernder, frierender, dahinschleichender Soldaten kleiner. Das Bataillon des Hauptmanns Rudolph ist auf 42 Mann zusammengeschrumpft und bildet die Nachhut. Oberleutnant Drake hat die Stelle des gefallenen Majors übernommen und befehligt das kläglich zusammengeschrumpfte Regiment. Der weisse Tod marschiert mit, das Hungergespenst geht in den Reihen. Es sind keine Feldküchen da, es gibt kaum Verpflegung. Zwanzig Mann müssen sich

ein Brot teilen. Eine Scheibe hart gefrorenes Brot für den marschierenden oder in tödlicher Kälte wachenden Soldaten! Wer einschläft, ist verloren. Aber da ist die Kameradschaft, die mit Fusstritten, Mauschellen und grobem Gebrüll den weissen Tod verjagt.

Wenn die deutschen Mütter wüssten, wo ihre Söhne marschieren! Wenn sie wüssten, wie sie zusammenbrechen und von den Kameraden aufgehoben und weitergeschleppt werden – oder wie sie, die den Fahneneid geschworen haben, in einer Schneegrube verlöschen.

Aber auch dieser Marsch geht zu Ende, und eines Tages haben sie das Ufer des zugefrorenen Flusses erreicht, den Donez. Bei Kamenew ist er nur knapp 20 Meter breit, mit flachen Ufern, die zu einer Verteidigungslinie ausgebaut werden. Anfangs glaubt man einen «gemütlichen Krieg» zu erleben, aber das ändert sich, als der Gegner herangerückt ist und den zugefrorenen Fluss zu überschreiten versucht.

Panzer sind wieder da, hinter denen die sowjetischen Schützenbrigaden folgen. Die Schützen hält man sich wohl vom Leibe, aber den Panzern kann man die Überquerung des Flusses nicht verwehren; sie brechen ins Hinterland ein und machen dort Rabatz, bis es schliesslich doch gelingt, die wild in der Gegend herumschiessenden Ungeheuer abzuwehren und dorthin zu jagen, woher sie gekommen sind.

Hier zeigt es sich, dass der Pionierzug des 581. Regiments seine Kampfkraft nicht verloren hat. Während die Sowjetpanzer hinter der dünn besetzten Verteidigungslinie herumkurven, sind ein paar beherzte Pioniere dabei, Sprenglöcher ins Eis des Donez zu bohren und Ladungen anzubringen. Manch einer bleibt liegen, weil ein russischer Scharfschütze ihm das Le-

benslicht ausgeblasen hat, aber dann kommen die gepanzerten Ungetüme zurück und rollen über das dicke Eis. Es dröhnt und berstet. Unrettbar hängt der schwere Koloss fest und muss aufgegeben werden. Allein im Frontabschnitt der 581er liegen sechs T 34 im Fluss, die ausgestiegene Besatzung hingestreckt, wie sie davonlaufen wollten, anfrierend.

Doch bald rächt sich der Gegner und legt über die dünn besetzte Verteidigungslinie einen Feuerzauber, der alles zusammenzuschlagen droht. Aber sie leben noch, sie sind da, wenn die russischen Schützenkompanien aus ihren Gräben und Löchern hervorspringen, und das Massaker geht weiter, die MG hämmern, und die Gewehrläufe schießen sich heiss. Erst die Nacht macht dem blutigen Spuk ein Ende und deckt mit ihren schwarzen Fittichen die Opfer zu. Morgens sind sie weggeschafft und machen neuen Platz.

Der Krieg tobt sich jetzt an den Ufern des Donez aus, während weit ostwärts das grosse Drama von Stalingrad seinen schicksalhaften Fortgang findet.

Lautlos und vollkommen überraschend ist es dem Gegner gelungen, die Verteidigungslinie zu durchschleichen und sich im Schutze der Dunkelheit in das Dorf zu begeben. Die Trossleute merken zu spät, dass die Russen da sind, und ein gnadenloses Gemetzel beginnt, dem alle Küchenbesatzungen zum Opfer fallen. Nur die Feldküche des Unteroffiziers Gernemann bleibt verschont, weil man zur Feldwache abkommandiert war.

Wie konnte es zu dieser Überrumpelung kommen?, wird gefragt. Die Antwort darauf ist überzeugend: zu wenig Soldaten. Zu wenig Schlaf, zu viel Postendienst. Allein die B-Stellen müssen drei Stunden auf die Ablösung warten und verbringen



drei nicht enden wollende Stunden im Schneeloch, und dies bei einer Kälte von vierzig Grad. Drei Stunden auf einem Fleck stehen! Drei Stunden dieser mörderischen Kälte ausgeliefert sein! Nur der kann das Mass dieser Qual erkennen, der einmal im russischen Winter auf Wache stand!

Brosik will seinen Melderkameraden ablösen. Als er zu dem Loch hinkommt und leise ruft, bleibt es still. Nur der schneidend kalte Wind streicht über das zugefrorene Flussbett. Die Sterne blinzeln kalt.

«He! Hankel! Gib doch Antwort!»

Ein Toter gibt keine Antwort. Hankel ist im Schneeloch erfroren. Fest angefroren, so dass Brosik einige Kraft anwenden muss, um den starren Körper aus dem Loch zu zerren.

Dreiundvierzig Grad unter null waren es in dieser Nacht. Am nächsten Morgen kommt der Befehl: «Einheit Rudolph überlässt Grenadierzug die Stellung und begibt sich nach Gruschewka zur Neuaufstellung.»

Es sind nur noch ganze zwanzig Mann, die mit Hauptmann Rudolph nach Gruschewka marschieren. Der Hauptmann kaut wieder an einem Stück Bratenfleisch, das ihm der Grenadier Häberling zugeschoben hat, denn Häberling ist Putzer bei ihm und versteht es gut, sich dessen Gunst zu erwerben, wozu es nur einer guten Speisenzubereitung bedarf, eines gekochten Huhnes oder eines Stücks Bratfleisch. Deshalb braucht Häberling auch keine Wache zu schieben und schläft im Warmen, während draussen die Kameraden erstarren.

Der Soldatenhaufen marschiert schweigsam dem ersten Marschziel zu. Lipinki heisst das nächste Dorf. Man muss damit rechnen, dass Rotarmisten darin nisten, und kann sich mit den 20 Leuten in keinen Kampf einlassen.

«Brosik», sagt der Hauptmann zu seinem Melder, «gehen Sie voraus, und sondieren Sie die Lage. Wir warten hier.»

Lipinki ist ein in die Länge gezogenes Dorf. Brosik betritt eines der ersten Häuser, um nach dem Weg zu fragen, der sich gabelt.

Im Haus der Russen riecht es appetitlich nach gebackenen Mehlfladen. Die Hadsiajko steht am Herd und bäckt omelett-ähnliche Gebilde auf der heissen Herdplatte.

«Die linke Strasse führt nach Gruschewka», lautet die Auskunft.

Brosik bedankt sich und startt die Mehlfladen an.

«Chotjisch plyschki? – Willst du Mehlfladen?», fragt die Russin.

Natürlich sagt Brosik ja und bekommt zwei noch heisse Mehlfladen geschenkt.

Vor dem Dorf warten die Kameraden. Brosik sagt, dass keine Sowjets da seien und die links abzweigende Strasse nach Gruschewka führe.

«Was hast du denn da?», fragt Kilian. Auch Steinhoff, der dritte Melder, wirft begehrlische Blicke auf den Mehlfladen.

«Plyschki sind das», sagt Brosik und verteilt Mehlfladenstücke an die beiden Kameraden.

Die fallen heisshungrig darüber her. So einfach «Plyschki» zubereitet werden – aus Mehl, Wasser und Salz, so gut schmecken sie in frischem Zustand.

Brosik kaut mit vollen Backen. Das beobachtet der Hauptmann mit gerunzelter Stirn.

«Was kauen Sie da?», fragt er.

«Plyschki, Herr Hauptmann.»

«Geben Sie her!»

«Ich hab keinen mehr, ich habe schon an meine Kameraden verteilt, Herr Hauptmann.»

Der Bär reckt sich. «Hören Sie mal, Brosik – *ich* bin der erste Kamerad, verstanden!»

Brosik bleibt der Bissen im Halse stecken. Dann packt ihn die Wut. Was fällt diesem Dickwanst ein? Kennt denn dessen Fresslust keine Grenzen?

«Nein», sagt Brosik. «Häberling wird Ihnen Plyschki besorgen.»

Die kleinen Äuglein des Hauptmanns funkeln böse.

«Was erlauben Sie sich, Brosik!», schreit er. «Ich bringe Sie vors Kriegsgericht!»

«Mich vors Kriegsgericht? Warum?»

«Weil Sie geplündert haben!»

Die Soldaten wenden sich grinsend ab, sie kennen solche Auftritte. Brosik liegt sich mit dem Hauptmann oft in den Haaren, denn es scheint, als könnte der Hauptmann seinen Melderstaffelführer aus irgendwelchen Gründen nicht leiden.

Brosik hat nämlich schon lange herausbekommen, dass Hauptmann Rudolph an einer krankhaften Fresssucht leidet, darüber hinaus aber auch oft Befehle gibt, die nichts weiter zur Folge haben, als dass die drei Melder herumgehetzt werden und ihre Kräfte ohne Sinn vergeuden.

Plündern. Lächerlich. Brosik wendet sich ab und geht weiter.

«Halt!», schreit der Hauptmann hinter ihm her. «Wer hat Ihnen erlaubt, vor dem Kommandeur zu gehen?»

Der ist verrückt, denkt Brosik und sagt laut: «Sie selbst, Herr Hauptmann! Sie haben gesagt, dass ich vorausgehen soll.»

«Sie gehen jetzt als Schlusslicht!», lautet der Bescheid. «Und wenn Sie aufsässig werden, ziehe ich andere Saiten mit Ihnen auf.»

Brosik geht also am Ende der weitermarschierenden Kolon-

ne. Steinhoff und Kilian, die beiden anderen Melder, gesellen sich hinzu.

«Der hat nicht alle Lichter am Baum», sagt Kilian.

Brosik lacht nur und meint: «Lassen wir ihn. Solange er nur droht, kann er mir den Buckel runterrutschen.»

«Der bringt dich noch vors Kriegsgericht», sagt Kilian. «Solche Kerle sind gefährlich. Man müsste ihm den Gewehrkolben über den Schädel hauen.»

«Überlass das den andern, Kilian», rät Brosik, und damit ist der Fall für ihn erledigt.

Sie marschieren die ganze Nacht und erreichen gegen Morgen ein Dorf, in dem es von deutschen Soldaten wimmelt. Unteroffizier Gernemann, der mit seiner Küche vorausgezogen war, hat schon zweimal für fremde Einheiten kochen müssen und kommt jetzt dem müden Haufen entgegen.

Erste Frage des Hauptmanns:

«Können wir Essen fassen?»

Das können sie. Einen Kessel voll Kartoffelsuppe hat Gernemann gekocht und gleichzeitig eine Scheune beschlagnahmt, in der sich Hauptmann Rudolph, Oberarzt Dr. Klein und die zwanzig Mann ausruhen und endlich wieder einmal satt essen können.

Brosik hat sein Kochgeschirr schmutzig und bittet eine Rusin, es mit heissem Wasser zu säubern, lässt sich gleichzeitig einen Teller und einen Löffel geben und «mahlzeitet», nun etwas nobler als die anderen. Auch Steinhoff isst aus einem Teller.

Der Hauptmann schielt missbilligend auf die beiden Melder und bemerkt laut:

«Ich muss immer wieder staunen, wie nobel sich die Gefreiten benehmen. Der Kommandeur isst aus dem Kochgeschirr, die Gefreiten speisen vom Teller.»

«Wir haben ja auch den Dienstgrad vom Führer», erwidert Steinhoff.

Hauptmann Rudolph ist baff. Eine solche Antwort hat er nicht erwartet. Alles grinst, auch Oberarzt Klein feixt in sein Kochgeschirr hinein.

«Was gibt es da zu lachen?», empört sich der Hauptmann.

Dr. Klein wendet sich ihm zu und sagt: «Freuen wir uns, dass wir noch lachen können, Herr Hauptmann. Stimmung in der Truppe ist gut!»

Die Männer ziehen die Stiefel von den Füßen. Drei Mann sind fusskrank, sie können nicht mehr gehen.

«Beeilung, Beeilung!», drängt der Hauptmann. «Wir müssen weiter!»

«Wenn Sie gestatten», sagt Oberarzt Klein, «möchte ich erst die Fusskranken behandeln.»

Der Hauptmann schaut sich die Füße der drei an und bemerkt dann:

«Lappalie! Das läuft sich ein. – Los, fertig machen zum Weitermarsch!»

Die drei Fusskranken senken die Köpfe. Leise fragt der eine: «Können wir nicht ein Fahrzeug kriegen, Herr Hauptmann?»

«‘ne Mercedes-Limousine vielleicht?», höhnt der Fettwanst. «Tut mir Leid, Herr Grenadier. Der deutsche Soldat hält mehr aus als jeder andere in der Welt!»

Grosse Worte, erlauscht vom ersten Mann des Staates. Wie arm ist die deutsche Wehrmacht dran, dass nicht einmal ein Schlitten für die Fusskranken da ist!

Nach Gruschewka ist es noch ein langer Schlauch. Die drei Fusskranken werden von den Kameraden gestützt. Erst als Oberarzt Klein in unmissverständlichem Ton den Hauptmann auffordert, die Erlaubnis zu geben, dass die Kranken auf der

Feldküche mitfahren dürfen, sind die drei Soldaten erlöst und fahren bei Unteroffizier Gernemann mit.

Die Kolonne marschiert jetzt in gänzlich flachem Steppen- gebiet. Weit und breit kein Anhaltspunkt, kein Weg mehr zu sehen. Die Wagenspuren gehen nach allen Richtungen auseinander.

Herr Hauptmann sieht sich vor die Frage gestellt, welche Richtung man einschlagen muss, um nach Gruschewka zu gelangen. Und da Herr Hauptmann es sich immer so einfach wie möglich machen will, ruft er Brosik zu sich.

«Hier, Brosik – die Karte, der Kompass. Führen Sie das Bataillon nach Gruschewka.»

Brosik blinzelt den Vorgesetzten an. Du Schwein, denkt er. Man müsste dich auf deinen Verstand hin untersuchen lassen!

«Ich bin nicht der Kommandeur», sagt Brosik.

«Nein, bestimmt nicht», grinst der Hauptmann, «aber Sie wollen doch immer alles besser wissen als der Kommandeur. Zeigen Sie jetzt, ob Sie ein Bataillon führen können.»

Ein Bataillon! Zweiundzwanzig Mann! Mitten im Feindes- land dumme Schikane. Natürlich will Hauptmann Rudolph sich nicht die Mühe machen und den Weg nach Karte und Kompass suchen! Das soll ruhig der Gefreite Brosik tun!

«Wo ist unser eigener Standpunkt, Herr Hauptmann?», fragt Brosik.

Das feiste Gesicht zieht sich höhnisch in die Breite. «Das müssen Sie selbst feststellen, Gefreiter Brosik. Wenn Sie die Kameraden gegen mich aufwiegeln können, können Sie sie auch führen.»

Aha, aus dieser Richtung weht der Wind! Brosik soll sich

vor den Kameraden blamieren, ihren Zorn sich zuziehen, wenn sich der Haufen verläuft! Wenn etwas schief geht, trägt Brosik die Verantwortung!

Brosik übernimmt die Führung des «Bataillons» und geht voraus. So sehnsüchtig er auch nach irgendeinem markanten Geländepunkt Ausschau hält, es ist keiner da. Nur gähnende Weite, schmutzigweiss, da und dort von Wagenspuren durchfurcht. Stundenlang geht Brosik mehr nach dem Instinkt als nach dem Kompass. Endlich beginnt das Gelände sanft anzusteigen. Vielleicht kann man von der Anhöhe aus einen markanten Geländepunkt finden oder gar schon das Marschziel sehen?

Brosik ist der Kolonne weit voraus. Auseinander gezogen wie eine Herde Kühe, folgt der müde Haufen.

Da kommt Kilian herangekeucht und ruft Brosik zu:

«He, du! Du sollst zum Alten kommen! Im Laufschrift!»

«Sag ihm, er kann mich!», antwortet Brosik.

Kilian ist ganz ausser Atem. «Geh hin zu ihm, mach ihn nicht böse. Ausbaden tun's doch wir, Jupp.»

«Was will er denn?»

«Weiss ich nicht.»

Brosik hat das Laufschritlempo verlernt. Er geht langsam zur wartenden Kolonne zurück. Seit dem letzten Halt haben die beiden Offiziere Pferde; es sind zwar keine Prachttiere, sondern magere Zossen, die Gernemann für das «Bataillon» requiriert hat, aber auf einem Pferd kommt man besser voran als zu Fuss. Der Hauptmann reitet. Dr. Klein führt seinen Zossen am Zügel nach.

«Gefreiter Brosik zur Stelle!»

Da faucht der Hauptmann schon los:

«Wer hat Ihnen erlaubt, vor mir zu gehen, Sie Heini?»

Der Kerl hat durchgedreht, geht es Brosik durch den Kopf. Der ist nicht mehr normal! Alle haben es doch gehört, als er den

Auftrag gab, voranzugehen und den Weg zu suchen. Und jetzt diese dumme Anpöbele!

«Wir sind auf dem richtigen Weg nach Gruschewka», sagt Brosik ruhig, weil Dr. Klein ihm heimlich zuwinkt. «Und um diesen Weg zu finden», setzt er fort, «musste ich vorausgehen. Vielleicht erinnert sich Herr Hauptmann, dass er mir hierzu den Befehl gegeben hat.»

«Scheren Sie sich ans Ende des Bataillons!», schnaubt Hauptmann Rudolph.

«Nitschewo», murmelt Brosik und zuckt die Achseln.

«Werden Sie nicht frech, Sie ...!», brüllt der Reiter den Fuss-soldaten an. «Mit Ihnen werde ich noch fertig! Verlassen Sie sich drauf! Sie sind mir noch lange nicht zu gross! Sie ...!»

Brosik geht weiter und schüttelt den Kopf. Die Kameraden schweigen; sie sind zu müde, um etwas zu sagen.

Dann zockelt der Haufen weiter. Oberarzt Klein wartet auf Brosik und sagt dann zu ihm:

«Ich bin platt, Brosik – ich bin restlos platt.»

«Ein pathologischer Fall, Herr Oberarzt ... ein Fall von Geisteskrankheit, wie mir's scheint.»

Der Oberarzt wirft Brosik einen Blick zu. «Er hasst Sie.»

«Das ist nicht mehr abzustreiten, Herr Oberarzt. – Können Sie nicht ...? Ich meine ...»

«Mir steht keine Kritik zu, Brosik. Tun Sie nichts anderes als Ihre Pflicht, und reizen Sie ihn nicht. Wir dürfen nicht vergessen, dass er ein ganzes Bataillon verloren hat. Er wird damit nicht fertig.»

Sie gehen eine Weile stumm nebeneinander her.

«Was sind Sie eigentlich von Beruf?», fragt plötzlich der Oberarzt.

«Bergwerkingenieur.»



«Sie sind aber nicht in Deutschland geboren, nicht wahr?»

«Woran merken Sie das, Herr Oberarzt?»

«Ihr Akzent – kaum hörbar, aber doch ein Akzent.»

«Ich bin in Bukarest geboren worden.»

«Ah, deshalb», nickt der Oberarzt.

Oberarzt Dr. Klein mag diesen blauäugigen, gescheit aussehenden Gefreiten; denn Brosik hat schon oft gezeigt, dass er verlässlich ist, ein knochenharter Soldat mit klarem Verstand. Man müsste eigentlich froh sein, einen solchen Mann als Melder zu haben! Schade, dass er nichts von sich erzählt. Scheint einer von denen zu sein, die mehr denken als sprechen!

Nach einer Weile heisst es:

«Brosik, zum Chef!»

Brosik geht nach vorn und meldet sich.

Das Gesicht des Hauptmanns ist puterrot.

Eine Wegegabelung ist erreicht.

«Können Sie nicht schneller laufen, Brosik?»

«Leider nein, Herr Hauptmann.»

Ein bitterböser Blick. Dann der knurrende Befehl: «Karte her!»

Brosik reicht ihm die Karte. Der Hauptmann studiert sie eine Weile.

«Wie weit ist es noch bis Gruschewka?»

«An die zwanzig Kilometer, Herr Hauptmann.»

«Was heisst ‚an die‘? Ich will die genaue Entfernung wissen!»

Brosik beherrscht sich eisern; nur in den hellblauen Augen funkelt es wütend.

«Ich bin auch nicht von hier, Herr Hauptmann.»

«Sie freches Aas ...!» Hauptmann Rudolph tritt vom Gaul aus nach dem Gefreiten, der rasch einen Schritt zurückweicht.

«Verschwinden Sie, ich kann Sie nicht mehr sehen!»

Ohne Zweifel, das Verhältnis zwischen Chef und Melderstaffelführer spitzt sich bedenklich zu.

Noch eine halbe Stunde marschiert die Kolonne; dann geht der Oberarzt zum Chef und schlägt eine Marschpause vor. Seltsamerweise widerspricht der Hauptmann nicht und befiehlt Rast.

Die Soldaten hauen sich in den Schnee. Wieder fünf Fusskranke, die sich kaum noch auf den Beinen halten können. Oberarzt Klein verarztet sie, so gut es geht, schiebt den Kranken Schnee unter die Füße, damit sie hochliegen.

«Brosik, zum Chef!», ertönt es.

Brosik beisst die Zähne zusammen und geht nach vorne. «Erkunden Sie, ob der Weg feindfrei ist», heisst der Auftrag.

Natürlich ist der Weg feindfrei. Der Hauptmann will ja nur, dass Brosik nicht zur Ruhe kommt, will ihn fertigmachen. Aber dazu braucht's viel.

Brosik geht voraus. In der diesigen Ferne ist nichts zu sehen; nur verschneite Steppe, hie und da von einem flachen Hügel unterbrochen. Dahinter, weit dahinter, muss Gruschewka liegen.

Brosik grinst, als er meldet: «Gelände feindfrei.»

Der Hauptmann gibt keine Antwort, schwingt sich auf den mageren Zossen und ruft:

«Bataillon – marsch!»

Brosik muss noch ein paar Mal an der Kolonne entlanghasten und sich beim Chef melden. «Gehen Sie voraus», heisst es, und dann wieder: «Gehen Sie am Schluss!»

Schliesslich wird es Brosik zu dumm, und er meldet vernehmlich, dass er einmal «abprotzen» müsse. Die Antwort lautet:

«Beeilen Sie sich, und kommen Sie im Laufschrift nach!»

Brosik setzt sich in den Schnee und wartet. Der weitermarschierende Haufen verschwindet hinter einer Bodenmulde.

Es dunkelt schon. Brosik tippelt weit hinter der Kolonne her und denkt nicht daran, sich vom «Abprotzen» zurückzumelden.

Plötzlich nähert sich von rückwärts Motorengeräusch. Brosik bekommt einen Schreck. Sind es Russen?

Er macht seine russische MP klar und tritt zur Seite. Eine motorisierte Kolonne brummt heran, mit Soldaten vollgepackt, die irgendwohin gebracht werden sollen.

Ganz zum Schluss fährt ein Krad mit Beiwagen. Es hält an. Ein junger Unteroffizier winkt zum Einsteigen. Brosik ist froh und bedankt sich, fügt dann aber die Bitte hinzu:

«Da vorne marschiert mein Haufen. Halten Sie bitte nicht an, und tun Sie so, als wäre Ihre Kupplung oder sonst was kaputt.»

«Warum?», fragt der Unteroffizier.

«Sehen Sie, Herr Unteroffizier», sagt Brosik in seiner netten Art, «die Sache ist so ...» Und er gibt rasch einen Hinweis, warum er «hinterher»marschiert.

Der Unteroffizier lacht und sagt: «Das machen wir schon.»

Dann brummt die Beiwagenmaschine los. Brosik sitzt auf einer im Beiwagen liegenden Munitionskiste und klammert sich fest. Es ist lausig kalt, aber dafür braucht man nicht mehr zu laufen. Bald taucht die marschierende Kolonne auf, tritt zur Seite, winkt, um mitgenommen zu werden. Das geht natürlich nicht. Hauptmann Rudolph reitet ja und kann nicht ohne Soldaten in Gruschewka einziehen.

Da brummt Brosik auch schon an den Kameraden und dann am Hauptmann vorbei. Der brüllt Brosik etwas zu, fuchtelte mit dem Arm in der Luft herum.

«Kupplung kaputt ...!», schreit Brosik in das Brummen der Maschine, und schon ist er vorbei.

Auf diese Weise gelangt man natürlich schneller nach Gruschewka. Der Unteroffizier erzählt, dass die Kolonne schon drei Tage unterwegs sei und in Gruschewka an einer Neuaufstellung teilnehmen werde.

«Und für euch paar Männeckens sind keine Fahrzeuge da?», empört er sich, als Brosik ihm sagt, dass er schon tagelang durch die Steppe marschiere. «Kinder, Kinder, ist das eine Sauerei, wir sind doch verdammt arm dran!»

Als Brosik in Gruschewka auf die Kameraden wartet, weiss er, dass Hauptmann Rudolph beim künftigen Kommandeur alles daransetzen wird, um den Melderstaffelführer Josef Brosik so madig wie nur möglich zu machen.

## 8

Am anderen Tag soll das neue Bataillon antreten, um dem Kommandeur vorgestellt zu werden. Es ist zum grössten Teil Ersatz aus der Heimat, nur wenige sind dabei, die Nizni-Astrachow mitgemacht haben.

Der neue Bataillonschef heisst Hauptmann Schramm, ist Preusse und verfügt über eine grosse Gestalt, auf der ein markanter Haudegenkopf sitzt. Hauptmann Schramm macht aber einen humanen Eindruck und geht persönlich durch die Quartiere, um nach den Leuten zu schauen, die nicht zum Antreten kommen können, weil sie fusskrank sind.

Zum Schluss besichtigt der Kommandeur, von Hauptmann Rudolph geführt, auch die Unterkunft der Melderstaffel. Brosik, Steinhoff und Kilian sind angetreten und werden dem neuen «Batailloner» vorgestellt.

«Das ist Gefreiter Steinhoff», sagt Hauptmann Rudolph, «mein bester Melder. – Und hier: Gefreiter Kilian. Kann Russisch und wird Ihnen gute Dienste leisten.»

Nun steht der neue Kommandeur vor Brosik. Hauptmann Rudolph schaut an ihm vorbei, als er sagt:

«Gefreiter Brosik. Spricht leidlich Russisch, ist aber eigensinnig, arrogant und widerspenstig. Ich wollte ihn strafweise versetzen lassen.»

Brosik kriegt einen roten Kopf und beisst die Zähne zusammen. Dieses gemeine Schwein, denkt er.

Der neue Kommandeur schaut ihn an, kneift die buschigen Brauen zusammen; man sieht es ihm an, dass er sofort voreingenommen ist.

«Na ja», sagt er schnarrend, «dann wollen wir mal sehen, wie wir mit dem Burschen fertig werden.»

Als die Besichtigung zu Ende ist und die beiden Hauptleute verschwunden sind, macht sich Brosik Luft und schimpft wie ein Rohrspatz.

«Mensch, wenn ich mit dem mal auf 'ner einsamen Insel wäre», knirscht er und vollführt mit einer unmissverständlichen Handbewegung das «Halsumdrehen».

Nach dem Essensempfang muss Brosik zum neuen Bataillonschef kommen.

Brosik ist entschlossen, sich so militärisch wie nur möglich zu benehmen, klopft an, tritt ein, kracht die Hacken zusammen und schnarrt seine Meldung herunter.

«Rühren Sie, Gefreiter Brosik.» Der Hauptmann fixiert den Gefreiten eine Weile. Und dann:

«Tschja, ich habe mir erzählen lassen, dass Sie unkameradschaftlich seien und nur Ihre eigenen Vorteile im Sinn hätten.»

Brosik schaut dem Hauptmann fest in die Augen und schweigt.

«Man sagte mir aber auch», fährt der Kommandeur fort, «dass Sie besser Russisch sprächen, als Herr Hauptmann Rudolph sagte. – Warum hat Herr Hauptmann Rudolph eine so schlechte Meinung über Sie?»

«Es steht mir nicht zu, darüber zu sprechen, Herr Hauptmann.»

Der Kommandeur nickt beifällig. Die Antwort hat ihm sehr gut gefallen. Er hebt die Stimme, als er fortfährt:

«Merken Sie sich eines, Gefreiter Brosik! Bei mir wird Kameradschaft gross geschrieben! Ich halte es stets mit dem Grundsatz: Einer für alle, alle für einen! Sollte es sich herausstellen, dass Sie wirklich der sind, von dem man mir Übles berichtet hat, werde ich Sie wegschicken. Im Augenblick will ich

das nicht tun, damit keine allzu grossen Umstellungen gemacht zu werden brauchen. Merke ich etwas, was mir nicht gefällt, sind Sie die längste Zeit Melder gewesen. – Bin ich verstanden worden?»

«Jawohl, Herr Hauptmann», sagt Brosik; er ist blass geworden.

«Weggetreten, Gefreiter Brosik!»

Als Brosik gegangen ist, kommt Oberarzt Dr. Klein herein und setzt sich mit dem Kommandeur an den Tisch. Hier wird noch eine Weile über den Gefreiten Brosik gesprochen, und der Hauptmann erfährt zu seinem heimlichen Erstaunen, dass dieser Gefreite schon ziemlich lange bei der Fahne ist, in Nizni-Astrachow gewesen ist, ein paar schwere Einsätze mitgemacht hat und sich auch sonst durchaus brauchbar, ja sogar willig zeigte. Was weiter gesprochen wird, hört keiner, soll auch keiner hören, denn Hauptmann Rudolph kommt dabei nicht gut ab.

Indessen wird Marketenderware ausgegeben. Brosik verkrümelt sich und trinkt eine halbe Flasche Kognak aus. In diesem Zustand kommt er am besten über die Gemeinheit hinweg, die ihm der verfressene und gefährlich pathologische Haufenführer angetan hat.

Der Abmarschbefehl wird am nächsten Tag gegeben. Jede Kompanie ist jetzt vierzig Mann stark. Auch Leutnant von Dahl ist wieder da; er war ein paar Tage lang am Hauptverbandsplatz und hat sich einen Granatsplitter aus dem Oberarm schneiden lassen, ist von dort weg gleich nach Gruschewka in Marsch gesetzt worden und hat jetzt die erste Kompanie übernommen.

Krasnyj-Donzskaja heisst das Marschziel. Das Bataillon soll dort eine Verteidigungslinie übernehmen.

Auf dem grossen Platz wird angetreten. Hauptmann Schramm hält eine kurze, weithin vernehmbare Anrede:

«Leute, wir marschieren in den Einsatz! Ich bitte mir Disziplin aus, verstanden! Ich lege sehr viel Wert auf eine strenge Marschordnung!» Und noch ein paar Hinweise erfolgen, die von den «Alten» grinsend zur Kenntnis genommen werden.

Hauptmann Schramm steht stramm, als er befiehlt:

«Geräte aufnehmen! – Gewehre umhängen! – Stiillgestanden! Reeerecht-ummm ...»

Er macht die Wendung mit. Die Stelle, auf der er steht, ist vereist. Er macht einen Plumps, und der Herr Kommandeur sitzt auf dem Hintern.

Keiner lacht laut. Aber die Backen blähen sich. Leutnant von Dahl springt heran und hilft dem Kommandeur auf die Beine.

«Danke, es geht schon», sagt Hauptmann Schramm und putzt sich den Schnee vom Mantel.

War's ein gutes, war's ein schlechtes Omen? Was steht dem neuen Bataillon bevor, dessen Kommandeur beim ersten Kommando hingefallen ist?

Aus der «strengen Marschordnung» wird nichts. Gleich in der ersten halben Stunde zieht sich das Ganze wie eine Ziehharmonika auseinander. Vornweg reitet Hauptmann Schramm mit seinem Adjutanten und schaut nicht ein einziges Mal zurück; er ist geheilt, er hat den Sturz noch nicht ganz überwunden und wagt es vorerst noch nicht, die ihm folgende Meute zu einer strengen Marschordnung anzuhalten.

Nur die jungen Soldaten feixen noch, werden aber von den alten belehrt, dass man an der Ostfront oft hinfällt – oft so, dass man nie mehr aufsteht.



«Lacht nicht so blöde», sagen sie, «der Alte ist sonst ganz in Ordnung.»

So denken sie alle. Hauptmann Schramm hat einen guten Eindruck auf seine Soldaten gemacht, und der Sturz beim Kommando «Marsch» war nicht mehr als ein Missgeschick, das sogar schon Generalen passiert ist.

Früher als vorgesehen erreicht das Bataillon die Höhen am Donez. Schilder am Weg weisen darauf hin, dass der Feind einsehen kann.

Krasnyj-Donczkaja liegt in einem Tal und ist ein Kohlenbergbau-Ort. Man sieht verlassene Schachtanlagen, die von Wlassow-Soldaten besetzt gehalten werden. Das eigentliche Dorf liegt auf der anderen Donezseite und ist von den Russen besetzt. Es ist gefährlich, sich tagsüber frei zu bewegen, denn drüben liegen Scharfschützen auf der Lauer und knallen jedem Unvorsichtigen ein kreisrundes Loch zwischen die Augen.

«Gefreiter Brosik, gehen Sie mit dem Gefreiten Kilian voraus und weisen Sie das Bataillon ein!»

Brosik und Kilian arbeiten sich vorsichtig durch den hohen Schnee und robben zur Schachtanlage hinunter, wo ein Wlassow-Offizier die freudige Nachricht erhält, dass ein Bataillon herangekommen sei.

Man muss erst die Dunkelheit abwarten, dann holen die beiden Melder das Bataillon heran. Der Bataillonsgefechtsstand wird in der Schachtanlage Nummer acht eingerichtet. Alles andere verkrümelt sich in den erbärmlichen Katen des Grubendorfes. Die Gruben selbst sind modern eingerichtet. Brosik stellt überrascht fest, dass die Anlagen von deutschen Firmen gebaut wurden.

Wenn man auf die Halden klettert und vorsichtig über den Donez hinüberschaut, kann man deutlich erkennen, dass die Rus-

sen ununterbrochen Nachschub erhalten und eine erschreckende Menge Kampftruppen zusammenziehen. Die Übermacht des Gegners wird schon in den ersten Tagen so gross, dass sich die Verteidiger des rechten Donezufers kaum noch zeigen dürfen, denn wenn sich auch nur ein Kopf erhebt oder jemand geduckt von einer Deckung zur anderen läuft, wird dadurch ein Feuerüberfall ausgelöst.

Die Russen müssen wahnsinnig viele Batterien aufgestellt haben, die zu schlagartigen Feuerüberfällen ansetzen und den Aufenthalt im Grubengelände von Krasnyj-Donetskaja zu einer Hölle machen. Schwere Granatwerfer und Salvengeschütze decken die verborgenen Stellungen mit wuchtigen Feuerschlägen ein und erwirken damit, dass die Ausfälle am linken Verteidigungsflügel besonders empfindlich werden. Nachts muss die Wachsamkeit verdoppelt und verdreifacht werden, denn dann setzen ausserordentlich geschickt und ortskundig arbeitende Stosstrupps ein, die urplötzlich von irgendwo auftauchen und ein wildes Gemetzel beginnen.

Kein Wunder also, dass sich die Lage im Verteidigungsabschnitt von Krasnyj-Donetskaja immer mehr anspannt und der Ruf nach Ersatz immer dringender wird.

Eines Tages trifft die Nachricht ein, dass Ersatz angekommen und im Schacht Nummer fünf untergebracht sei. Leutnant von Dahl, der mit seiner Kompanie den linken Verteidigungsflügel hält und ihn verbissen gegen jeden Invasionsversuch verteidigt, schickt sofort einen Melder los, um den Ersatz heranzuholen.

Der Mann schlängelt sich von Deckung zu Deckung, robbt schnell über eine Lücke hinweg und kommt keuchend beim Bataillonsgefechtsstand an, wo er seine Meldung abgibt.

«Brosik», sagt Hauptmann Schramm, «holen Sie die Leute vom Schacht herüber, und bringen Sie sie unbemerkt her. Sie wissen ja Bescheid!»

Brosik weiss Bescheid, nicht nur, wo der Schacht Nummer fünf liegt, sondern auch, dass Hauptmann Schramm grosse Stücke auf seinen Melderstaffelführer zu halten begonnen hat. Dieser Brosik ist ja gar nicht unkameradschaftlich, und noch weniger ist er Egoist, wie anfangs von gewisser Seite behauptet wurde.

Bis zum Schacht Nummer fünf sind es etwa fünfhundert Meter. Brosik nutzt jede Deckung aus und weiss genau, welche Stelle die gefährlichste ist und wohin die Russen gleich mit zwei oder drei MG zu schiessen anfangen, wenn sich etwas zeigt.

Der Schacht liegt hinter einer verschneiten Schutthalde und ist ziemlich sicher. Hier drinnen warten die Ersatzmänner auf das Abgeholtwerden. Die meisten haben noch keinen Fronteinsatz erlebt und sollen nun in diese Hölle gebracht werden, wo die geringste Unachtsamkeit den Tod bedeutet.

Brosik schaut sich die jungen Burschen an. Plötzlich sieht er eine Gestalt, die ihm bekannt vorkommt und in der Ecke hockt, um sich ein Röllchen zu drehen.

«Mensch! Leo!»

Leo Brumme ist es; er lässt die Tabakbüchse fallen und springt auf.

«Jupp ... nein, so was!»

Die beiden Freunde umarmen sich, und Leo wischt sich mit dem Handrücken über die Augen, so sehr freut er sich, wieder mit Jupp zusammengetroffen zu sein.

«Wo warst du? Vor Morosowskaja haben wir uns das letzte Mal gesehen! Erzähle!»

Ringsum stehen die jungen Soldaten und hören zu. Leo

Brumme berichtet, dass er damals durch einen Granatsplitter leicht verwundet wurde und sich auf abenteuerlichem Umweg nach Morosowskaja geschleppt hatte, dort vierzehn Tage im Krankenrevier blieb und dann zur Frontsammelstelle abgeschoben wurde.

Brosik ist glücklich, den alten Freund, mit dem man schon in Frankreich war, getroffen zu haben. Leider bleibt nicht viel Zeit, um Erinnerungen auszupacken.

«Hast du Lust, zum Bataillonsstab zu kommen?», fragt Brosik. «Ich könnte mit dem Alten reden, er würde dich sicher als Melder einsetzen.»

Leo Brumme schüttelt den Kopf. «Bin Gruppenführer geworden, Jupp, und möchte die Jungs nicht aufsitzen lassen. – Schau sie dir an – alles junges Gemüse!»

«Oho!», rufen ein paar.

«Natürlich seid ihr junges Gemüse!», sagt Leo Brumme. «Hier werden wir eisenhaltige Luft vorfinden, Knaben!» Und zu Brosik gewandt: «Zu welchem Haufen sollen wir kommen?»

«Zur ersten Kompanie.»

«Wer führt sie?»

«Ein junger Leutnant. Von Dahl heisst er. Feiner Kerl! Hält die Stellung schon seit Tagen und ... na ja, du wirst es ja hören und sehen. Ruf deine Knaben zusammen, wir müssen uns beeilen. Aber zuvor möchte ich schnell noch ein paar Instruktionen geben, die auch dich interessieren werden.»

Leo Brumme ruft seine Gruppe heran; es sind zwölf junge Kerle, die mit neugierigen Blicken auf Brosik schauen.

«Hört mal her», sagt dieser. «Hier ist allerhand los. Der Feind passt scharf auf und schießt auf alles! Wenn wir jetzt losgehen, dann macht das, was ich mache. Jede Deckung ausnüt-

zen, jeden Winkel! Verratet die Kameraden im Dorf nicht! Leichtsinn wird hier mit dem Heldentod bezahlt!»

Die Ersatzleute nicken. Leo Brumme ermahnt sie noch einmal, genau das zu tun, was Brosik ihnen vormachen wird. Dann verlassen sie den kalten Keller.

Brosik läuft geduckt voran, hastet von Haus zu Haus, nützt jede Deckung aus und drückt sich dann an einer zerschossenen Mauer entlang. Jetzt kommt die gefährlichste Stelle: die Strasse, an der ein total zusammengeschossenes Haus den lauernden Gegner einsehen lässt.

Brosik robbt langsam an den pulverisierten Haustrümmern entlang und kommt gut drüben an. Dann winkt er die anderen herbei.

Sechs sind schon herübergekommen. Der siebente macht es sich leichter als die anderen und hebt den Stahlhelm zu hoch. Fast unmittelbar beginnt es jenseits des Donez zu hämmern. MG-Garben pfeifen heran. Querschläger jaulen durch die Luft. Unverzüglich fängt auch die Ratsch-Bum zu feuern an, die so genannte «Eselfurzkanone»; sie feuert sehr schnell, und ihre Granaten sind schneller da als der Mündungsknall.

«Liegen bleiben!», schreit Brosik dem jungen Ersatzmann zu. «Bleib bloss liegen!»

Er hört es nicht. Die Angst ist plötzlich da – die Angst um das bisschen Leben! Er springt auf. Und schon wirft er die Arme hoch, stösst einen gellenden Schrei aus und bricht zusammen.

Leichenblass sind die Mienen der jungen Soldaten. Wie schnell man hier stirbt! Das soll jedem eine Warnung sein! Und daran halten sie sich auch. Als das Feuer schweigt, robben die Letzten herüber.

Leo Brumme macht den Schluss, steht auf und wischt sich über das schmutzige Gesicht.

«Junge, Junge», murmelt er, «hier ist ja wirklich alles dran.»  
Scheuen Blickes schauen die Soldaten auf den Toten. Jemand fragt leise:

«Sollen wir ihn holen?»

Brosik schüttelt den Kopf. «Nein. Erst nachts. – Los jetzt, weiter geht's!»

Eine halbe Stunde später verabschiedet Brosik sich von Leo Brumme und wünscht ihm «Hals- und Beinbruch». Und indem er zum Bataillonsgefechtsstand zurückeilt, hört er auch schon das rasende Gehämmer der deutschen Maschinengewehre. Die Gruppe Leo Brumme wird also gleich Arbeit bekommen.

Der Ersatz wird immer wieder ermahnt, sich vorsichtig zu benehmen und nichts zu tun, was das Feuer des Gegners herausfordern könnte.

Es geschieht noch in der gleichen Nacht, dass sieben Mann so erbärmlich in einer der Lehmkatzen frieren, dass sie sich entschliessen, ein Feuer anzumachen. Zehn Meter von der Lehmkatze entfernt liegt eine andere, in der ein Unteroffizier und zwölf Mann untergebracht sind und auf das Abgeholtwerden warten.

«Macht kein Feuer», zetert die Russin, als sie sieht, dass die Soldaten den Ofen voll kacheln und eine warme Stube machen wollen. Aber niemand kümmert sich um das Lamento der Frau. Das Ofenfeuer brennt, und aus dem Schornstein steigt Rauch auf.

Die sowjetischen Beobachter drüben am anderen Ufer warten ja nur darauf, dass etwas verrät, wo die «Fritzen» sind, und schon werden die Schusswerte ermittelt.

Brosik ist gerade im Bataillonsgefechtsstand, als die Tür aufgerissen wird und ein leichenblasser Soldat hereintaumelt; er

blutet aus mehreren Gesichtswunden. Mit weit aufgerissenen Augen brüllt er:

«Alle tot! Alle tot!»

«Wo? Wer ist tot?»

«Alle ... alle!» Mehr bringt der Soldat nicht heraus und kaut sich wimmernd in die Ecke. «Alle tot ... alle tot!»

Hauptmann Schramm gibt Brosik einen Wink. «Schauen Sie mal nach, was passiert ist. Kilian, gehen Sie auch mit.»

Brosik und Kilian verlassen den Gefechtsstand. Der Gegner schießt ununterbrochen, so dass es sich nicht feststellen lässt, wo es eingeschlagen hat.

Sie laufen geduckt zum Schacht Nummer fünf hinüber, hinter dem die Lehmkatzen stehen. Dort, wo die sieben Mann untergeschlüpft waren, sieht es grausig aus. Eine Granate hat das Dach und die Stubendecke durchschlagen und ist mitten auf dem Tisch krepirt. Auf dem Bett liegt ein Gefreiter. Tot. Ein grosser Holzsplitter hat ihm den Hals durchschlagen. Die anderen fünf liegen so da, wie sie der Tod hingeworfen hat. Nur der Russin ist nichts passiert; sie stand in der Küche, als die Granate durchs Dach und die Stubendecke fuhr, um ihr grausiges Vernichtungswerk zu vollziehen.

Der junge Ersatzsoldat, der als Einziger mit dem Leben davonkam, spricht wirr und wimmert immer dasselbe: «Alle tot... alle tot ...»

Man schafft ihn noch an diesem Morgen fort. Als Irren. Kaum vierundzwanzig Stunden an der Front, und schon verrückt geworden. Kein Wunder. Denn am Donez ist die Hölle, und tausend Teufel jaulen in den Lüften.

Hinter einer Kate wird ein grosses Loch geschaufelt. Die letzte Ruhestätte für neun Deutsche. Ein Stabsfeldwebel liegt

splitternackt am Rande der Grube. Man bettet ihn zwischen die acht Gefallenen. «Damit er nicht so friert», sagen die Totengräber mit ernsten Gesichtern. Und dazu schmettert der Gegner die Grabmusik.

Noch zwei Tage wird die Front am Donez gehalten, dann heisst es, dass Krasnyj-Donetskaja «im Zuge der Frontbegradigung» geräumt werden soll. Die Toten bleiben zurück. Kein Birkenkreuz ziert die Erdhaufen, die eines Tages in sich zusammenfallen werden und die Toten eines tapferen, aber viel zu schwachen Regiments zudecken.

Rowenki heisst das nächste Marschziel. Von hier aus hat General Paulus den Angriffsplan auf Stalingrad geschmiedet, und hier soll das Regiment eine neue Auffangstellung errichten.

Die Feldpost klappt wieder. Briefe aus der Heimat sind da! Zwölf grosse Säcke Feldpost warten auf die Verteilung. Viele Empfänger sind nicht mehr, sie liegen irgendwo in der Steppe oder am zerwühlten Ufer des Donez.

Hier tritt wieder einmal Hauptmann Rudolph in Erscheinung, der bislang die Stabskompanie befehligt hat. Wegen eines neuen Befehles kann die Feldpost nicht verteilt werden. Hauptmann Rudolph hat den Auftrag, die Post zu verteilen, aber er kommt nicht mehr dazu, lässt die Säcke auf Schlitten verladen und zieht sich mit der Stabskompanie als Erster zurück. Die Nachhut stellt das erste Bataillon.

Es heisst, man ziehe sich an den Mjus zurück, und sämtliche Munitions- und Verpflegungslager in Rowenki müssten gesprengt werden.

Schon steht ein riesiger Getreidesilo in Brand. Dicht daneben ist das Verpflegungslager. Brosik und Kilian beeilen sich, um noch etwas zu ergattern. Man ist schon dabei, die Sprengla-



dungen zu legen, als die beiden Melder zwischen den Bergen seltener Sachen herumsuchen und feststellen, dass eigentlich noch alles da ist, was man sonst nicht oder nur ganz selten zu sehen bekommt: Kognakkisten, Sekt, Wein, Schokolade, Zigaretten, Fisch- und Fleischkonserven.

«Jupp, wie kriegen wir das bloss weg?», fragt Kilian verzweifelt. «Der Alte hat bestimmt keinen Platz mehr!»

«Warte hier, ich organisiere einen Schlitten.» Schon rennt Brosik davon und kommt nach kurzer Zeit mit einem Schlitten und vier Panjegäulen zurück. «Drauf mit den Sachen, und dann nichts wie weg!»

Jetzt verlassen die letzten Truppen den Ort. Brosik schliesst sich mit seinem Schlitten der vierten Kompanie an und zieht an dem lodernden Getreidesilo vorbei. Da bemerkt er Säcke im Strassengraben. Bei genauerem Hinsehen stellt es sich heraus, dass es jene zwölf Postsäcke sind, die Herr Hauptmann Rudolph mitnehmen sollte.

«Mensch, hat man Töne!», entfährt es Brosik. «Der Kerl hat die Postsäcke weggeschmissen und dafür Fressalien auf die Schlitten gepackt!»

«Das sieht ihm ähnlich!», entrüstet sich auch Kilian. «Die Krätze soll er kriegen, die Läuse soll'n ihn auffressen!» Und noch mehr Verwünschungen folgen, die der Hauptmann zum Glück nicht hören kann.

Leutnant Brandt, der Adjutant des Bataillons, lässt anhalten, weil Brosik ihm den Fund der zwölf Postsäcke gemeldet hat.

«Aber wie, Brosik? Wir haben keinen Platz auf den Fahrzeugen!»

Brosik hat eine Idee.

«Wir verteilen die Post. Jeder Soldat kriegt ein Päckchen. Wo ein Brief beiliegt – abgeben!»

So geschieht es dann auch. Brosik und Kilian verteilen an die vorüberziehenden Kameraden die Pakete.

«Briefe abgeben! Briefe abgeben! Alles andere könnt ihr behalten!»

Nur ein Sack mit Briefen bleibt übrig und wandert auf die Feldküche, sonst ist alles verteilt.

«Gut gemacht, Weihnachtsmänner!», lacht Hauptmann Schramm, als er von der raschen Postverteilung erfährt.

Hauptmann Schramm und eine Gruppe Grenadiere, dazu noch ein Melder bleiben mit einem vom Polizeiregiment gestellten Sprengkommando als Nachhut zurück. Leutnant Brandt befehligt indessen das abziehende Bataillon. Leutnant Louis hat die «Schirmherrschaft» über den mit «guten Sachen» voll gepackten Schlitten übernommen, und Brosik kann sich wieder seiner Funktion als Melder zuwenden.

Anfangs geht der Abzug der Truppe gut, aber dann setzt plötzlich ein böses Schneetreiben ein, und dazu fegt ein Sturm, so dass man kaum fünf Schritte weit sieht. Die Gefahr, dass die vierte Kompanie vom Weg abirrt oder gar stecken bleibt, wird immer grösser, je dichter der Flockenwirbel wird. Der Sturm bringt immer mehr Schnee heran. Man sieht den Vordermann nicht mehr.

Der erste schwere Muni-Wagen bleibt stecken und lässt sich nicht mehr flottmachen. Auch nicht, als die Soldaten mit «Hooruck» und «Zuu-gleich» in die Speichen greifen.

«Das ist eine Arbeit für Ochsen», sagt einer mürrisch.

Ochsen! Ein Stichwort! Hinter dem Küchenwagen zockeln ein paar Schlachtochsen mit, und die müssen jetzt her! Rasch ist ein behelfsmässiges Joch hergestellt, und was vier Pferde nicht schaffen, das bringen die sechs Ochsen zustande: Der Muni-Wagen wird frei!

Immer höher wird der Schnee. Das Durchkommen er-

schwert sich von Minute zu Minute. Die Fahrzeuge kommen von der Strasse ab und geraten in den Strassengraben oder wühlen sich so fest, dass sie nicht einmal mehr von den Ochsen herausgezogen werden können.

Leutnant Brandt lässt Brosik zu sich rufen.

«Gehen Sie nach Rowenki zurück, und melden Sie Hauptmann Schramm, dass er ein paar Schipp-Kommandos herschicken soll. Treibt die ganze Bevölkerung hierher, wir müssen weiterkommen!»

«Kann ich Kilian mitnehmen?», fragt Brosik.

«Den brauche ich», sagt Leutnant Brandt.

«Sie müssen allein gehen, Brosik.»

Na prost Mahlzeit, denkt Brosik. Bei dem Sauwetter!

Er zockelt los und verschwindet in dem Schneetreiben. Der Sturm greift die einsame Gestalt von der Seite an, deckt sie mit treibendem Schnee zu. Bald schwitzt Brosik wie ein Schwerarbeiter im Hochsommer.

Wo liegt Rowenki? Sich jetzt verirren, würde den sicheren Tod bedeuten!

Da schimmert etwas Glutrotes aus dem dichten Schneetreiben. Der brennende Getreidesilo! Er geht also doch richtig! Hoffentlich ist das Verpflegungslager noch nicht gesprengt, denkt er, während er durch den hohen Schnee stapft, die Hände tief in die Taschen des mollig warmen Anoraks vergraben. Ich werde mir 'ne Pulle Schnaps rausholen, ja ... und die werde ich trinken ... Oder soll ich mir 'n Paar Filzstiefel nehmen? Welch Jammer, all das schöne Zeug in die Luft zu sprengen! Die daheim müssen es ja berappen, müssen den ganzen Krieg bezahlen. Und hier wird alles verbrannt oder einfach liegen gelassen. Welch ein Irrsinn! Und nirgendwo ein Ende zu sehen! Immer geht's nur rückwärts statt vorwärts ...

In diesen Gedanken ist Brosik an den brennenden Silo her-

angekommen. Der Sturm bläst den Brand von Neuem an. Scharf peitscht der Schnee ins Gesicht; man muss die Augen ganz schmal machen, um etwas sehen zu können.

Dort vorn stehen welche! Das sind bestimmt die Leute vom Sprengtrupp! Vielleicht ist auch der Hauptmann dabei, um ihm sagen zu können, dass die Zivilisten zusammengetrommelt werden sollen.

Brosik geht auf die in weissen Tarnanzügen herumlaufenden Gestalten zu, um zu fragen, wo der Hauptmann ist. Schon will Brosik rufen, als eine der Gestalten herankommt.

«Stoj! Kto idjot! – Halt, wer geht da!»

Brosik saust ein Zittern in die Beine, gleichzeitig ist es ihm, als könne er die Verdauung nicht mehr halten.

Russen sind das, die hier herumlaufen! Der Iwan ist schon da!

Brosiks fürchterlicher Schreck dauert nur ein paar Sekunden.

«Swoj!», ruft er geistesgegenwärtig, was so viel wie «gut Freund» heisst.

Der Russe, ein baumlanges Kerl mit um den Hals gehängter MP, kommt heran. In diesen weissen Tarnjacken, mit den verschneiten Gesichtern, den tief in die Augen gezogenen Kapuzen, sehen sich Freund und Feind fast gleich.

Der andere will die Parole wissen. «Propusk!»

Brosik denkt blitzschnell. Gestern liefen vier Rotarmisten über. Einer sagte, die gestrige Parole habe «Schlagbolzen» geheissen. Oder war das schon vorgestern?

«Sewodni nje snaju, ftschera byl Udarnik!», antwortet Brosik. «Die heutige kenne ich nicht, gestern war ‚Schlagbolzen‘.»

«Totschno – das stimmt –», nickt der Russe. Zum Glück

trägt Brosik seit ein paar Wochen eine russische MP. Die schiessen besser als die deutschen und haben nur selten Ladehemmungen.

Der Russe fragt nach dem Woher und Wohin. Brosik hat die Antworten schnell bei der Hand und sagt, dass seine Kompanie schon längst in Rowenki sei; bei der Brauerei will er sie treffen, und er habe «Raswiädka» gemacht, Kundschafter. Es würde wohl nicht mehr lange dauern, plaudert Brosik weiter, und die «Fritzen» wären alle gefangen.

Das seltsam Komische geschieht: Der Russe warnt Brosik vor den «Fritzen». Brosik bedankt sich und schwenkt rasch auf ein unverfänglicheres Thema über.

«Habt ihr schon Marchorka bekommen?», fragt er.

«Patschimu, warum? Hast du keinen mehr?»

War die Frage falsch? Wie bekommen die Rotarmisten denn ihre Rationen? Täglich? Wöchentlich?

Brosik antwortet ruhig: «Ich habe keinen mehr. Kannst du mir etwas ablassen?»

Der Russe gibt ihm eine Hand voll Machorka, holt ihn einfach aus der Tasche seines weiten Tarnanzuges heraus. «Suda bjerij! – Da, nimm! Aber Papier hab ich keins.»

«Das kann ich dir geben», sagt Brosik und holt eine oftmals zusammengefaltete Frontzeitung aus der Tasche, die er sich für hinterlistige Zwecke aufgehoben hatte.

Nun hält es Brosik für richtig, sich dünnezumachen, lässt sich aber noch Feuer für die schnell gedrehte Papirossi geben, bedankt sich und schiebt los.

Er hat keinen trockenen Faden mehr am Körper, so hat ihm die Begegnung mit den Russen eingeheizt. Als er ausser Sichtweite des ahnungslosen Feindes ist, beginnt er zu laufen. Nach einigem Suchen findet er Hauptmann Schramm und die vierzig bei ihm gebliebenen Grenadiere.

Man hat Schnaps getrunken, den es hier in Mengen gibt, und ist unbekümmert fröhlich. Kein Mensch weiss, dass die Russen beim Silo sind.

«He, Brosik!», trompetet der Hauptmann. «Wo kommen Sie denn her? Sie sollen doch bei Leutnant Brandt sein!»

Brosik macht nun Meldung. Es wird still. Die Gesichter sind erschrocken, als man erfährt, dass ein paar hundert Meter weiter ab schon der Russe ist. Aus dem Nebenraum kommen die Polizeisoldaten mit ihrem Leutnant. Alles schaut auf Brosik, der eben sagt:

«Wir kommen hier nicht mehr raus. Am Ortsausgang steht ein ganzer Zug Russen. Wir sitzen in der Falle.»

Hauptmann Schramm ist schlagartig nüchtern geworden. Er reibt sich mit Daumen und Zeigefinger die Nase. Nur wenige Herzschläge lang dauert das Nachdenken.

«Brosik, Sie müssen noch einmal durch. Sie müssen zu Leutnant Brandt und ihm sagen, dass er sofort einen Zug als Stosstrupp heranschickt. Wir greifen den Iwan von zwei Seiten an! Das ist die einzige Möglichkeit, hier rauszukommen!»

Brosik macht kein Hehl daraus, dass er Angst hat. Denn ein zweites Mal durch die Russen zu gehen, das getraut er sich nicht. Das sagt er auch zu Hauptmann Schramm.

«Können wir uns nicht durchschlagen?», fragt er den Bataillonschef. «Ich habe nicht mehr die Nerven, Herr Hauptmann ... ich traue mich einfach nicht mehr.»

«Brosik!» – der Hauptmann legt ihm die Hand auf die Schulter – «Sie müssen es noch einmal wagen, es gibt keine andere Möglichkeit.»

Brosik schweigt und starrt vor sich hin. Und jetzt hört er den Hauptmann sagen:

«Das ist ein Befehl, Brosik! Sie müssen durchkommen, hören Sie! Sie müssen!»

«Jawoll», murmelt Brosik; er kommt sich vor wie einer, der zum Galgen geführt werden soll.

«Gott mit Ihnen, Brosik», ruft ihm der Hauptmann nach.

Brosik steht wieder draussen, setzt Fuss vor Fuss, geht langsam auf den brennenden Silo zu. Die Russen sind noch da. Eine Flasche macht die Runde. Der rote Feuerschein beleuchtet die Gestalten des Feindes. Brosik schlurft müde auf sie zu. Jemand verstellt ihm den Weg, und eine heisere Stimme fragt:

«Ty batschyl twoj zlod? – Hast du deinen Zug gesehen?»

«Njet», sagt Brosik.

«Und ‚Fritzen‘ hast du auch keine gesehen?», fragt der Pruwodnik, der Führer des Zuges.

«Nikoho – niemand.»

Brosik geht weiter. Setzt Schritt vor Schritt. Wartet auf das Losknallen mehrerer Maschinenpistolen.

Warum schiessen sie nicht? Warum lassen sie mich gehen? Haben die mich wirklich für einen Russen gehalten? Spreche ich so gut Russisch?

Brosik schaut sich nicht um, geht und geht. Der Abstand zum brennenden Silo wird immer grösser. Langsam setzt sich Brosik in Laufschrift, wird immer schneller. Er hat die Mütze verloren, und die Kapuze hängt ihm im Nacken.

Da tauchen aus dem Schneetreiben die Umrisse der Muni-Wagen auf. Die Kameraden umringen Brosik. Leutnant Brandt will wissen, wo die Schippkommandos bleiben.

Brosik berichtet, was in Rowenki los ist – dass der Hauptmann mit den Grenadieren und den paar Polizeisoldaten in der Falle sitze, dass die Russen am Ortseingang seien.

Leutnant Brandt handelt rasch. Die 2. Kompanie wird herangeholt, über den Plan instruiert, noch einmal nach Rowenki zurückzugehen und die Kameraden herauszuhauen.

«Muss ich mit?», fragt Brosik erschöpft.

«Nee, mein Herr», sagt Leutnant Brandt, «Sie haben Ihre Aufgabe bereits hinter sich gebracht. Bleiben Sie man ruhig hier.»

Oberarzt Dr. Klein reicht ihm eine Flasche. Zum Glück ist sie nicht voll. Brosik hat sie bis zur Nagelprobe ausgetrunken.

Leutnant Brandt braucht seine Männer nicht zur Eile anzutreiben, sie laufen von alleine, denn es gilt, den «Alten» herauszuhauen – den Alten, den sie alle gern mögen, und den sie nicht in der Patsche sitzen lassen dürfen.

Das Schneetreiben hat nachgelassen. Als sich die 2. Kompanie dem Ortseingang nähert, sind die Eingeschlossenen gerade dabei, den Durchbruch zu eröffnen. Auf beiden Seiten steigen weisse Leuchtzeichen auf. Ein wildes Geschieße beginnt. Die Sowjets sind zu erschrocken, als dass sie sich ernstlich wehrten. Wie die wilde Jagd brechen die Männer der Nachhut aus Rowenki hervor und hauen sich im Nu durch den sowjetrussischen Schützenzug. Der glühende Getreidesilo beleuchtet das Gefecht. MG-Stösse prasseln, Gewehrschüsse patschen. Geduckt rennt das Nachhutkommando durch die Lücke und stösst drüber auf die absichernde Kompanie.

Einer der letzten Schüsse trifft den Gefreiten Steinhoff. Hart und kurz ist der Schlag gegen den Oberarm.

«Mich hat's erwischt», sagt der Melder zu seinem Nebemann und umklammert den taub geschossenen Arm.

Steinhoff blutet stark. Er soll sofort mit dem Polizeikommando fortgeschickt und ins Lazarett gebracht werden.



Fahl und grossäugig liegt der wackere Melder auf dem Schlitten, als Brosik sich von ihm verabschiedet.

«Mach's gut, komm gut 'nüber, Steinhoff!»

Der Verwundete nickt nur. Als man ihn nach Stunden vom Schlitten hebt, ist er tot. Verblutet.

Steinhoff war das einzige Opfer dieses Durchbruches.

## 9

Bevor das Regiment 580 über Bokowo-Antrazit in Richtung Werch-Nagoltschik weitermarschiert, wo das I. Bataillon in Stellung gehen soll, erlebt der Gefreite Brosik eine besondere Freude.

«Heisst du Josef Brosik?», fragt ihn ein Soldat.

«Schon seit meiner Geburt», gibt Brosik zur Antwort.

«Guck mal», sagt der andere, «du hast mir ein Paket gegeben, das gehört aber dir.»

Brosik hat das Weihnachtspaket, das ihm seine Frau geschickt hat, an einen anderen weitergegeben; jetzt bekommt er es zurück.

Liebevoll öffnet er es, liest einen langen Brief, betastet einen bröselig gewordenen Kuchen, streichelt ein paar dicke, selbst gestrickte Socken und betrachtet ein kleines Fläschchen Steinhäger. Ein Zettelchen ist aufgeklebt, und darauf steht mit zierlichen Buchstaben geschrieben: «Lass es dir schmecken. Ich habe ihn angekostet. Prost!»

Der Trunk aus dem Fläschchen ist wie ein Kuss, und für ein paar Minuten ist alles vergessen, was ringsum geschieht. Doch dann ist die Vision von einem weichen Frauenmund vorbei. Die nackte Wahrheit grinst von allen Seiten: der Krieg im russischen Winter!

Werch-Nagoltschik!

Am Nachmittag ist der Russe da und deckt die Deutschen mit Steilfeuer und Stalinorgelbeschuss ein. Und dann stürmt er. Untergehakt, brüllend, in Massen taucht er auf und rennt in das vernichtende Abwehrfeuer hinein, als seien die Kugeln nicht

aus Stahl, sondern aus Wachs. Die ersten Wellen sinken nieder, die nächsten folgen nach und werden niedergemäht. Immer wieder greifen die Sowjets mit unvorstellbarem Mut an, stürmen über die Gefallenen hinweg und bleiben vor den deutschen Stellungen liegen.

Zu Bergen häufen sie sich. Aber die Opfer lohnen sich. An verschiedenen Stellen werden Einbrüche erzielt, und das Dorf ist nicht mehr zu halten.

Kein Vorwärts mehr, nur noch ein Zurück gibt es für das Regiment 580. Blutig sind die Stationen von Bokowo-Antrazit, Krasnyj-Lutsch bis zum Ruhequartier in Nowo-Pawlowka.

Der Gefreite Brosik soll als Melder zum Regiment abgestellt werden. Ein Obergefreiter übernimmt seine Staffel. Und dann kommen endlich, endlich ein paar ruhige Tage für Brosik, Tage, die man nützen kann, um die wund gelaufenen Füße zu pflegen, den Magen zu füllen, die Glieder zu strecken und den Brief an die Frau zu schreiben, der schon lange geschrieben werden sollte.

Der 27. Februar steht im Kalender, aber die russische Weite ist noch immer weiss und kalt.

Brosik ist gerade dabei, in seinem Hemd den «Maly Partisan» zu jagen, als jemand kommt und Brosik sagt, er solle sich im Regimentsgefechtsstand melden; der Adjutant will Brosik sprechen. Was da wieder los sein wird?

«Ihr Bataillon ist heute Nacht zum Einsatz gekommen», sagt der Adjutant, «aber Sie brauchen nicht unbedingt hin. Wir haben Drahtverbindung. Das Bataillon liegt in Jessaulowka, etwa zwölf Kilometer von hier.»

«Dann werde ich mir den Weg mal anschauen», sagt Brosik. «Einlaufen kann nicht schaden, denn wenn's mal dringend wird, ist es besser, wenn man den Weg kennt.»

Der Adjutant nickte zustimmend. Dieser Melder ist ein cleverer Bursche; man hat ihn nicht umsonst gelobt und empfohlen.

«Schauen Sie sich genau die Karte an», sagt der Adjutant. «Hier müssen Sie entlang. Aufpassen! Sobald Sie über die Ari-Stellung hinaus sind, wird's gefährlich!»

Brosik schiebt ab. «Einlaufen», hat er gesagt, und jetzt wadet er durch knietiefen Schnee, kommt nur langsam voran und fängt bald zu schwitzen an. Da überholt ihn ein Kübelwagen und bleibt stehen. Jemand winkt. Nett von den Kerlen, dass sie mich mitnehmen, denkt Brosik.

«Wollen Sie mitfahren?», fragt ein vermurmeltes Gesicht.

«Herzlichen Dank, Herr ...» Brosik nuschelt irgendeinen Dienstgrad und steigt ein, setzt sich neben den in einen Pelzmantel eingepackten Mann und freut sich, auf diese Weise schneller vorankommen zu können.

«Wer sind Sie?», fragt der Nebenmann. «Was haben Sie für einen Auftrag, dass Sie so allein in der Gegend rumlaufen?»

«Raten dürfen Sie», sagt Brosik frech, «aber sagen tue ich's nicht, Herr ...»

Der Mann im Pelzmantel lacht und klopft Brosik auf die Schulter. «Brav, sehr brav! Aber mir dürfen Sie es schon sagen, ich bin der Divisionskommandeur.»

«Verzeihung, Herr General», stottert Brosik.

Es ist General Köhler, der zu den Ari-Stellungen fährt.

Brosik meldet ihm seinen Auftrag und bekommt die freundliche Antwort: «Ich freue mich, dass Sie nicht jedem Offizier sagen, in welcher Sache Sie unterwegs sind. Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste.»

Der General ist wohlwollend, weist Brosik dann darauf hin, dass nach der Ari-Stellung der Feind einsehen kann, und lässt

ihn an der nächsten Wegabzweigung aussteigen.

«Danke fürs Mitnehmen, Herr General!»

«Schon gut. Kommen Sie gut über!»

Der Kübelwagen holpert davon und verschwindet hinter einer hohen Schneewechte.

Brosik marschiert weiter in Richtung Jessaulowka; er geht einen tief verschneiten Hohlweg entlang, der ein Stück weiter in freies Gelände führt. Plötzlich taucht eine grosse Gestalt auf.

«He! Brosik!», ruft sie und bleibt stehen. «Wo spazieren Sie denn herum?» Es ist Hauptmann Schramm, der höchstpersönlich zur Artilleriestellung gehen will, um mit dem Abteilungskommandeur zu sprechen.

Brosik sagt dem Hauptmann, dass eben der General gekommen sei und er ein Stück im Kommandeurwagen mitgefahren sei.

«Naja, dann will ich mich beeilen», sagt Schramm, verweist Brosik noch einmal auf die Stelle, wo der Feind einsehen kann, und verabschiedet sich von seinem alten Melder.

Bald ist der Geländeeinschnitt erreicht, vor dem so eingehend gewarnt wurde. Dahinter liegt das Krepenkatal, benannt nach dem kaum fünf Meter breiten Bach, der im Augenblick noch vereist und zugeschnit ist, im Frühjahr aber und bei starken Regenfällen zu einem reissenden Gewässer wird und weite Landstriche überschwemmt. Die Krepenka fliesst durch Jessaulowka und mündet in den Mjus.

Gestern nacht war Jessaulowka in den Händen der Russen, seit der vergangenen Nacht teilen sich die streitenden Parteien die Ortschaft. Die Deutschen haben den westlichen Ortsteil, die Russen den östlichen besetzt.

Brosik marschiert durch eine Wegrinne, die sich schräg durch das abfallende Gelände zieht. Vom Feind ist nichts zu sehen. Nur in der Ferne flackert MG-Feuer und verstummt wieder. Ein zerschossener Schlitten liegt am Weg, darum herum verstreut vier starr gefrorene Pferdekadaver.

Jetzt muss Brosik nach links abbiegen und sieht gleich darauf das Dorf liegen, von verschneiten Obstplantagen umgeben, von Gärten und ein paar hohen Bäumen.

Noch einen halben Kilometer etwa, dann ist Brosik am Ziel, denn der Bataillonsgefechtsstand liegt gleich am Anfang des Dorfes.

Brosik hat die Anorakkapuze auf den Kopf gestülpt und wettet, die Hände in die Taschen vergraben, auf das Dorf zu. Plötzlich patschen in der Ferne Schüsse, und schon pfeift es dicht an Brosik vorbei.

Suuuuuu ... suuuuu ... suuuuu ...

Brosik merkt, dass die blauen Bohnen ihm gelten, und nimmt die Beine in die Hand.

Flupp ... flupp-flupp-flupp ... macht es in der Nähe, und schon rauscht es im Steilbogen heran. Granatwerfer! ...

Wummm-rrreng ... !

Brosik jagt in langen Sprüngen auf die ersten Häuser zu. Dort stehen deutsche Soldaten und winken, brüllen herüber:

«Hau dich hin! Hau dich hin!»

Der Russe schießt jetzt wie wild. Es kracht und zischt hinter Brosik. Der Luftdruck der platzenden Granaten wirft ihn beinahe um. Die Splitter sausen um die Ohren. Brosik rennt um sein Leben! Sich jetzt hinzuwerfen würde bedeuten, dass sich der Russe sofort auf den einzelnen dunklen Punkt im Gelände einschiesst und ihm mit den nächsten Granaten das Lebenslicht auspustet.

Hinter dem Haus steht eine deutsche Pak. Die Soldaten ha-

ben sich hingeworfen. Und jetzt prescht Brosik heran, japst nach Luft und schmeisst sich neben die Kameraden.

«Du Dämel», sagt der eine, «wie kannst du bloss am helllichten Tag die Front entlangspazieren! Du bist wohl mit ‘m Klammersack gepudert, ha?»

Die feindlichen Granatwerfer schweigen wieder. Brosik tauscht mit den Pak-Soldaten ein paar Worte und stapft dann zum Gefechtsstand. Beinahe war's aus gewesen. Er hatte mehr Glück als Verstand, als er beim «Einlaufen» die Front entlangging und dadurch das Feuer des Gegners herausforderte.

Die Russen sind bis auf die Höhen hinter das Dorf geworfen worden, und jetzt sitzen die Deutschen in den russischen Auffangstellungen. Somit haben sie also eine zweite Verstärkungsfrent besetzt und richten die sowjetischen Gräben zur Verteidigung ein. Auf der Gegenseite wird dasselbe getan, nur dass man dort noch den zusätzlichen Vorteil hat, die Zufahrtswege zum Dorf übersehen zu können. Das wäre Brosik beinahe zum Verhängnis geworden.

Was schon lange nicht mehr der Fall war, ist in Jessaulowka zu einer Gegebenheit geworden: Das Regiment 580 hält die Front und baut sie sogar aus, denn der Gegner ist zurückgeworfen worden und muss sich neue Stellungen buddeln.

In der Ortschaft herrscht Hochbetrieb. Ukrainische Polizei ist dabei, das Dorf zu räumen. Auch ein Teil der Zivilbevölkerung muss die Heimat verlassen und wird nach Pawlowka gebracht, wo Hauptmann Rudolph das Kommando führt. Es hat sich indessen auch schon hinreichend herumgesprochen, wes Geistes Kind dieser Hauptmann ist. «Löwe von Pawlowka»

nennt man ihn, aber nicht etwa seines Mutes wegen, sondern hinsichtlich seiner märchenhaften Fressucht.

Hauptmann Schramm hat erkannt, unter welchen Aspekten der Gefreite Brosik madig gemacht worden war, und macht nun kein Hehl mehr daraus, wie nützlich und wichtig dieser Gefreite der Truppe ist. Aus diesem Grunde wird Brosik auch wieder vom Regiment zurückgeholt und in den unmittelbaren Befehlsbereich Hauptmann Schramms eingebaut.

Schramm muss sich um die taktischen Aufgaben kümmern und hat keine Zeit, auch noch Ortskommandant von Jessaulowka zu sein.

«Das machen Sie, Gefreiter Brosik», sagt er zu seinem Melderstaffelführer. «Sie sprechen Russisch und können am besten mit der Zivilbevölkerung umgehen. Ich ernenne Sie hiermit zum ‚Bürgermeister‘ von Jessaulowka.»

Brosik weiss nicht recht, ob er sich über diese Ernennung freuen soll.

«Was habe ich denn da zu tun, Herr Hauptmann?», fragt er.

«‘ne Menge», sagt der, «das Frühjahr naht mit Brausen. Stellen Sie ein paar Arbeitskommandos zusammen, und sorgen Sie in erster Linie dafür, dass die Toten begraben und die Kadaver weggeschafft werden.»

Brosik rümpft begreiflicherweise die Nase.

«Sie sollen aber auch», setzt der Bataillonschef schwungvoll fort, «das Vieh verwalten und nach Pawlowka treiben lassen. Ich habe keine Zeit, mich um diese wichtigen Sachen zu kümmern, Brosik. Das machen alles Sie. Ich hoffe also, dass ich mit meinem Ortskommandanten genauso zufrieden bin wie in seiner Funktion als Melderstaffelführer.»

Ein Händedruck, ein wohlwollendes Schulterklopfen, und



der Gefreite Josef Brosik ist Ortskommandant von Jessaulowka. Er sieht sich alsbald der verantwortungsvollen Aufgabe als Bestattungsbeamter gegenübergestellt, und hierzu trommelt er die Reste der gebliebenen Bevölkerung zusammen: 15 Männer älteren Jahrgangs und fünf Frauen.

«Was ihr in den Taschen und Rucksäcken der Toten findet, Lebensmittel, Rubelscheine, gehört euch», sagt Brosik zu dem Bestattungstrupp. «Militärausweise und Munition werden bei mir abgegeben.»

«Da, da», nicken die Russen, «Ja, ja.» Und dann gehen sie daran, ungefähr 270 gefallene Rotarmisten aufzusammeln und ihnen ein Massengrab am Friedhof zu schaufeln. Auch bei der Kirche kommen ein paar zu liegen. Ein schneeweisser Alter betet, und dann poltert die Erde auf die Reihen der Toten, bis sie zugedeckt sind.

Nachdem die Gefallenen begraben sind, werden die Tierkadaver weggeschafft. Anschliessend geht Brosik umsichtig daran, die vorhandenen Milchkühe aufzuteilen. Jede Kompanie bekommt zwei, der Bataillonsstab drei und Oberarzt Dr. Klein ebenfalls zwei. Die Tiere werden zu genau festgesetzten Zeiten gemolken, und seither geben die Küchen Milchkaffee aus, woberüber eitel Freude herrscht.

«Dorfsowjet», wird der Gefreite Brosik genannt, und Njura Simirinowa, die Tochter Petr Simirinows, kriegt blanke Augen, wenn er den Dienstplan verkündet.

Die Simirinows durften im Dorf bleiben, und darüber sind sie alle drei sehr glücklich und tun willig das, was man von ihnen verlangt. Matj Grunja, die Mutter, und Njura helfen in der Küche und sorgen auch sonst dafür, dass es Brosik gut geht. Seit er bei den Simirinows wohnt, schaut die grosse Zehe nicht mehr aus dem Socken heraus, und die Stiefel sind auf Hochglanz ge-

wienert, wie es auch eine vergnügliche Wonne für Brosik ist, jetzt mit einem gewaschenen und gebügelten Hemd herumzulaufen.

So sieht sich der Gefreite Josef Brosik also gleichzeitig mehreren Aufgaben gegenüber: Melder, Dolmetscher, Viehtreiber und Bestattungsbeamter.

Hauptmann Schramm ist mit seinem Melderstaffelführer mehr als zufrieden und macht daraus auch kein Hehl mehr. Bei Anbruch der Dunkelheit sieht man Schramm und Brosik die Stellungen inspizieren. Dann bleiben sie irgendwo in Deckung stehen und horchen zur Gegenseite hinüber, denn dort schufteten die Sowjets Tag und Nacht und bauen ihr Verteidigungssystem aus.

«Man müsste mal ein paar Gefangene machen», seufzt der Hauptmann, bemerkt aber gleich anschliessend, dass er auch die Hoffnung hat, eines Tages kämen ein oder mehrere Überläufer, wie es schon öfter vorgekommen ist, allerdings an anderen Frontabschnitten.

Hauptmann Schramms Wunsch geht sehr schnell in Erfüllung; denn die ersten Überläufer melden sich bereits am nächsten Tag. Es hat ihnen drüben nicht mehr gefallen. Über die weiteren Gründe des Gesinnungswechsels forscht Brosik in geduldenen Verhören.

«Na komm, mein Freund, erzähle mal, zu welcher Einheit du gehörst.»

Die Überläufer tauen rasch auf, und besonders ausführlich wird ihr Bericht, wenn man ihnen Tee und Zigaretten gibt. So erfährt das Bataillon, dass man es mit Kompanien des Regiments 690 zu tun hat.

«Ihr wart doch auch in Nizni-Astrachow?», fragt Brosik den Rotarmisten.

«Ja, da waren wir. Wir sind euch immer auf den Fersen geblieben.»

«So! Ihr wart das also!» Brosik denkt an die Treibjagd auf freiem Felde, denkt an die dunklen Mohnkörner auf dem Weiss. Aber das waren ja Panzer, und der, der jetzt vor Brosik sitzt, ist ein Schütze. Er gesteht im weiteren Verlauf der Unterredung auch noch, dass drüben eine ausgezeichnet schiessende Granatwerfergruppe liege. Genau die, die Brosik beim «Einlaufen» so eingeheizt hatte. Brosik lässt sich nicht anmerken, dass er auf diese Kerle eine besondere Wut hat, notiert sich, dass es die 11. sowjetische Schützenkompanie ist, und bringt die Protokolle dem Hauptmann. Der gibt sie wiederum ans Regiment weiter, und so erhält die Division einen erfreulichen Einblick über die jenseitigen Vorgänge.

Heute Abend ist der Regimentsadjutant nach Jessaulowka gekommen. Er sitzt mit dem Bataillonschef in der Stube und bespricht etwas mit ihm. Im Vorzimmer hocken Brosik und Wachtmeister Blank vom Artillerievorkommando.

Brosik und der Wachtmeister unterhalten sich über landwirtschaftliche Probleme. Plötzlich geht die Tür auf, und Brosik wird ins Chefzimmer gerufen.

Es sind noch mehrere Offiziere da, unter anderen auch Hauptmann Rudolph. Man sieht es ihm an, dass er in den letzten Tagen stets einen vollen Bauch gehabt hat, man sieht aber auch, dass der Hauptmann geringschätzig Blicke auf Brosik wirft, denn der Herr Hauptmann ist doppelt böse auf ihn, weil Brosik weniger Milchkühe nach Pawlowka geschickt hat, als das Bataillon hier hat.

Der Bataillonschef wendet sich freundlich an den Gefreiten:  
«Sie wurden doch bei Nizni-Astrachow verwundet?»

Brosik ahnt sofort etwas. Krüppelorden! Verwundetenabzeichen! Bloss das nicht!

«Ja», sagt er und fügt heiser hinzu: «Aber kaum der Rede wert, Herr Hauptmann.»

«Wer hat Sie damals verbunden?»

«Ein Kamerad von mir – er ist gefallen.»

«Hm ...» – der Kommandeur tauscht mit dem Adjutanten einen Blick und wendet sich dann wieder an Brosik:

«Aber Sie waren doch in Morosowskaja und wurden im dortigen Krankenrevier behandelt?»

Da platzt es aus Brosik heraus, unbeherrscht, heftig, unüberlegt:

«Ich brauche kein Blech ... ich lege überhaupt keinen Wert darauf! Ich halte nichts davon!»

Schweigen.

Der Hauptmann runzelt die Stirn. Der Adjutant kriegt einen roten Kopf. Und jetzt bemerkt die quäkende Stimme des «Löwen von Pawlowka»:

«Ein renitenter Bursche, ich hab's ja immer gesagt! Er gehört degradiert und zum ZBV-Bataillon abgeschoben!»

Hauptmann Schramm hat etwas in der Hand gehalten und schiebt es nun heimlich unter die ausgebreitet am Tisch liegende Karte.

«Na schön», sagt er nur, «dann eben nicht. Sie können wieder gehen, Brosik.»

Brosik verlässt die Stube; er schwitzt, und seine Knie zittern. Wortlos geht er hinaus und begibt sich in sein Quartier.

«Willst du etwas Gutes essen?», fragt Njura.

«Nein», knurrt Brosik und trampelt in seine Kammer, wirft sich auf den Strohsack und schliesst die Augen. Und da ist es ihm plötzlich, als sähe er wieder die verschneite Weite vor Nizni-Astrachow. Die feindlichen Panzer kommen in einer Schneestaubwolke. Ein Häuflein Soldaten rennt verzweifelt auseinander, wird eingeholt und niedergewalzt...

Brosik wirft sich herum und keucht wie ein Fieberkranker. Warum wird man bloss diese scheussliche Erinnerung nicht los? Den jungen Kerl, der mit abgeschossenen Beinestummeln im Schnee stand! Und laufen wollte! Und plötzlich umkippte! Der rote Schnee ... der rote Schnee vor Nizni-Astrachow!

Kein Zweifel, die Stimmung Brosik gegenüber ist merklich kühl geworden. Man wollte ihm nicht nur das Verwundetenabzeichen, sondern auch das EK II verleihen; alles lag fix und fertig auf dem Tisch. Die brüske Ablehnung Brosiks hat zur Folge, dass ein Bericht ans Regiment geht. Ein Glück, dass man dort Brosik gut in Erinnerung hat, ihn als einsatzfreudigen Soldaten bezeichnet und weiter nichts gegen ihn unternimmt, als einen Aktenvermerk zu verfassen, der folgenden Wortlaut aufweist:

«Wegen Beleidigung der deutschen Orden und Ehrenabzeichen dreimal von der Verleihung ausgeschlossen.» – Peng! Aus! Streusand drüber!

Brosik ist noch einmal gut davongekommen. Wenn's nach Hauptmann Rudolph gegangen wäre, müsste sich der Gefreite Josef Brosik vor dem Kriegsgericht verantworten! Und wie dort das Urteil ausgefallen wäre ...? Na, wer weiss!

Heute ist Hauptmann Schramm in Fahrt.

«Brosik zu mir!», befiehlt er.

Brosik sitzt in seinem Quartier und isst «Plyschki», die ihm Njura gemacht hat. Njura schnurrt wie ein Kätzchen, und Brosik hat alle Mühe, standhaft zu bleiben, denn er will sich nichts vergeben, was sein Ansehen als «Dorfsowjet» mindern könnte. Und sich mit Frauen einlassen – na ja, die Geschichte hat's zutage gebracht, dass mancher «Herrscher» ins Stolpergarn geriet.

«Du sollst gleich zum Alten kommen!», ruft Kilian zur Tür herein.

«Was'n los wieder?»

«Weiss ich nicht.» Gestern, nach dem Intermezzo beim Bataillonskommandeur, hat Kilian den Freund ein «ausgemachtes Rindvieh» genannt. Heute scheint das Donnerwetter von gestern zur Entladung zu kommen.

«Der Alte blökt ganz schön herum», sagt Kilian, als Brosik zum Bataillonsgefechtsstand hinübergeht.

«Ist mir doch wurscht», brummt Brosik. «Ich tue meine Pflicht, und mehr kann man von mir nicht verlangen.»

Hauptmann Schramm steht hinter dem grossen Kartentisch und blitzt Brosik entgegen.

Der haut möglichst soldatisch seine Meldung hin und steht wie eine Eins.

Der Hauptmann räuspert sich, und dann sagt er mit grollender Stimme:

«Sie wissen sicher selbst, dass Sie eine grosse Dummheit gemacht haben. Das EK ist hinüber. Für lange Zeit, mein Lieber! – In Zukunft halten Sie gefälligst Ihr Mundwerk! Ich persönlich erkenne Ihre Tapferkeit an, aber ich sehe mich ausser Stande, den Regimentsbeschluss abzuändern, der Sie dreimal von jeglicher Auszeichnung ausschliesst!»

Pause.

Hauptmann Schramm kommt um den Tisch herum und baut sich vor Brosik auf.

«Haben Sie dazu etwas zu sagen, Brosik?»

«Nein, Herr Hauptmann.»

«Tschja ...» – Der Hauptmann wippt plötzlich auf den Hacken und legt die bissige Miene ab, schmunzelt sogar und sagt dann: «Für Ihre Tapferkeit vor dem Feind befördere ich Sie zum Unteroffizier. Gratuliere, Unteroffizier Brosik!»

Brosik schluckt an etwas, was ihm wie ein Kloss im Halse würgt. Der Händedruck des Alten ist hart und lange. Dann folgen noch ein paar freundliche Worte, die mit der Ermahnung enden: «Niemals laut denken, wenn man ... Naja, Sie wissen schon, was ich meine, nicht wahr?»

«Ich weiss es, Herr Hauptmann. Ich danke Ihnen!»

Am Abend bringt der Spiess die «Gurkenschalen» und dazu noch eine Flasche Dreistem.

«Wie schaut's mit Urlaub aus?», fragt Brosik.

«Mies, sehr mies», sagt der Spiess. «Urlaubssperre für den ganzen Abschnitt.»

«Da hängt bestimmt wieder eine Kuh in der Luft», erwidert Brosik.

## 10

Noch herrscht Ruhe. Die Mjusfront steht im Zeichen von Ostern 1943. Weitab, in Stalingrad hat sich das Schicksal einer Armee erfüllt.

Wolkenlos spannt sich der Himmel über der Front. Die Russen feiern ebenfalls Woskressenie, die Auferstehung. Kein Schuss fällt, und die Sonne wärmt das Land, taut den Schnee und lockt da und dort das erste Grün aus dem gemarterten Boden.

Brosik ist in die Kirche gegangen und sitzt eine Zeit lang allein in dem Raum, den ein mildes Licht erhellt. Nur ein paar Russen sind da, die andachtsvoll beten. Der Pope fehlt, der Ikonenaltar fängt einen schmalen Lichtbalken auf und beleuchtet grell das bäuerliche Gesicht der Heiligen Mutter von Kasan.

Brosik betet nicht; er sitzt in sich selber versunken da und denkt an daheim, sieht eine helle Gestalt durch die grünenden Wiesen gehen, stehen bleiben und zum blauen Himmel anschauen. Hilde.

Ob sie spürt, dass ich an sie denke? Ob sie meinen Brief bekommen hat, in dem ich schrieb, dass es mir gut geht, dass ich gesund bin und hoffe, bald zu ihr kommen zu können? – Werde ich den weiten Weg zurück noch einmal gehen können? Oder...?

Brosik weiss nicht, ob das Schicksal mit sich rechten lassen wird, weiss nicht, ob er jenen langen Weg zurückfinden wird, den er und so viele andere gekommen sind, die nie mehr zurückfanden. Auch diese seltsame Stille hier gibt keine Antwort,



und die Heilige von Kasan lächelt nur, und das halblaute Gemurmel der Betenden verkündet auch nichts anderes als den Wunsch, dass diese wilde Zeit bald zu Ende gehe und der Friede ins Land komme – der Friede, der sich so lange bitten lässt.

Er dauert nur zwei Tage, dieser kleine Friede. Nur achtundvierzig Stunden, und dann haben wieder die Waffen das Wort. Der Russe eröffnet die nächste Runde mit einem Feuerüberfall aller Kaliber. Über die vordersten Gräben hinweg orgelt und rauscht das Stahlgewitter und schlägt mit ohrenbetäubendem Gekrache ins Dorf.

Über Jessaulowka hängt eine finstere Rauchwolke. Stahlsplitter, Steine, Rauch und Pulverqualm vermischen sich zu einem schwärzlichen Vorhang, der stundenlang über das Dorf gesenkt bleibt.

Ein Obergefreiter fällt. Einem russischen Arbeiter wird der rechte Arm weggerissen. Die Waffenmeisterei wird zerhämert. Leere Häuser stehen in Flammen. Aber sonst sind, Gott sei Dank, keine grösseren Verluste zu beklagen.

Brosik hat ein paar sehr schöne russische Schallplatten gefunden. Die wollte er sich aufheben und gelegentlich seiner Frau vorspielen. Auch dieser musikalische Kunstgenuss geht im Feuer des Gegners unter.

«Diese Lümmel schiessen aber genau», muss Hauptmann Schramm zugeben. «Wenn wir nur wüssten, wo sie ihre Spucker aufgebaut haben?»

Der Tag, an dem sich diese Frage beantworten sollte, kommt bald.

Ein Überläufer wird in den Gefechtsstand gebracht. Man ruft Brosik, der den blutjungen Rotarmisten verhören soll.

Gross, sehr schmal, mit einem trotzigem Gesicht, so steht der junge Rotarmist vor Brosik und lässt sich mustern. Und dann geht's los:

«Wie heisst du?»

«Sergjej Mjchailowitsch Urbanow.»

«Ah, mein Vater heisst auch Michail.»

Der junge Sowjet lächelt matt.

«Und woher stammst du?», fragt Brosik weiter.

«Aus Mariupol. Ich möchte gern nach Hause.»

«Ich auch, Sergjej Mjchailowitsch, ich auch, das kannst du mir glauben.»

Das Verhör wird durch den Eintritt eines Oberleutnants unterbrochen. Hauptmann Schramm, der am Fenster steht, begrüsst den Oberleutnant; dieser ist von der IG-Abteilung und kam eben mit vier Geschützen ins Dorf. Zwei 15-cm- und zwei 7,5-cm-Geschütze. Neugierig betrachtet er den Russen.

«Gefangener?», fragt der Oberleutnant.

«Überläufer», berichtet Hauptmann Schramm.

«Oh, kann ich dem Verhör beiwohnen, Herr Hauptmann? Ich habe so etwas noch nie erlebt.»

«Gern», sagt der Hauptmann. Und zu Brosik: «Machen Sie weiter, Brosik.»

Brosik setzt das Verhör fort:

«Bei welchem Regiment warst du, Sergjej Michailowitsch?»

«690. Schützen-Regiment, Granatwerferkompanie», lautet die Antwort.

Brosik steht so schnell auf, dass der Stuhl umfällt. Der junge Soldat hebt ihn beflissen auf.

«Herr Hauptmann», sagt Brosik hastig, «das ist 'n Ding! Der kommt genau von den Lümmels, die uns immer die Hölle heiss machen! Von den Granatwerfern!»

Der Hauptmann reibt sich die Hände. «Seien Sie nett zu dem Jungen, Brosik, ziehen Sie ihm die richtigen Würmer aus der Nase!»

«Darauf können Sie sich verlassen», grinst Brosik und setzt sich wieder, lächelt doppelt nett und fährt fort mit seinen Fragen.

Der Bericht des Überläufers ist erstaunlich. Der «Lümmel» drüben, der das Dorf mit ausserordentlich wohl gezielten Granatwerfersalven eindeckt, ist ein 16-jähriger Stalinschüler und führt eine Usbekenkompanie, jene Kompanie, die den Verteidigern von Jessaulowka so viel Kummer bereitet.

«Warum bist du übergelaufen, Sergjej Mjchailowitsch?», forscht Brosik weiter.

«Weil mich der Kompanieführer erschiessen wollte. Er darf ja machen, was er will – auch auf Leute schiessen, die ihm im Wege sind!» Der junge Soldat zittert vor Erregung.

«Warum standest du ihm im Wege?», will Brosik jetzt wissen.

«Weil aus meiner Gruppe die Usbeken am Ostermontag nicht schiessen wollten.»

«Und was war weiter, Sergjej Mjchailowitsch?»

«Er kam und befahl uns, zu schiessen. Ein Usbeke wollte nicht, und da schoss der Pruwodnik ihn nieder. Vor unseren Augen.» Der Junge wischt sich mit dem Handrücken über die schweissnasse Stirn.

Hauptmann Schramm und der Oberleutnant bekommen eine auszugsweise Übersetzung des Gehörten.

Dann wendet sich Brosik dem Russen zu.

«War der Usbeke, der niedergeschossen wurde, dein Freund?»

Sergjej Mjchailowitsch nickt mit Tränen in den Augen. Und dann fängt er fürchterlich zu fluchen an. Brosik nickt zufrieden. «Hör zu, Sergjej Mjchailowitsch», fährt er freundlich fort, «kannst du mir auf der Karte ganz genau zeigen, wo du zuletzt in Stellung gelegen hast?»

«Aber ja, Gospodin Dolmetsch», ereifert sich der andere. «Ganz genau! Nicht nur zeigen, ich werde dich sogar hinführen! Gib es dem Schwein! Mach ihn kaputt!»

Brosik übersetzt das Verhör.

«Wollen wir mal Ari auf das E-Werk ansetzen, Herr Hauptmann? So mit allen Schikanen, meine ich! Betonsprenggranaten! Das wäre doch die beste Gelegenheit, dem Bruder da drüben eine auf den Hut zu geben, dass ihm sämtliche Lichter ausgehen. Ich gehe mit dem Überläufer nach vorn und lasse mir die Granatwerferstellung genau zeigen.»

Der Hauptmann ist rasch einverstanden; auch der Oberleutnant freut sich, mit einem wohl berechneten Punktfeuer die feindliche Granatwerferstellung auszuschalten.

Nun geht alles rasch seine Wege. Der AVKO bekommt die Anweisung, nach vorn zu gehen und die so genannte «Sternhöhe» als B-Stelle zu beziehen, deren Kartenbezeichnung 118,9 lautet. Von dort oben aus sieht man zum Gegner hinüber. Im Vordergrund liegt das Elektrizitätswerk, ein riesiger Betonklotz, in dem die Usbekenkompanie Unterschlupf gefunden hat.

Brosik und noch ein paar von der Ari gehen mit dem Überläufer zur Höhe 118,9 hinauf. Die von der Ari sind auch schon da. Eine Strippe wird sogar schon nach rückwärts verlegt.

«So, Sergej Mjchailowitsch, nun zeig mir mal, wo der ekelhafte Kerl von einem Pruwodnik sein Versteck hat.»

Der junge Russe ist der Held des Tages. Für jeden deutschen Soldaten ist die Granatwerferkompanie dort drüben ein Stachel in der Wunde. Sergej Mjchailowitsch hat die Taschen voller Zigaretten und freut sich sichtlich, dass er jetzt dem verhassten Pruwodnik dort drüben eins auswischen kann.

«Hier, nimm das Glas und schau hinüber», sagt Brosik zu dem Überläufer und reicht ihm das Prismenglas.

Sergjej Mjchailowitsch schaut lange hinüber, und dann sagt er plötzlich:

«Dort drüben ist es.» Er deutet mit der Hand hinüber.

Brosik nimmt das Glas und schaut in die Richtung, aber er kann nichts ausmachen. Nicht die Spur. Die Sowjets sind Meister in der Tarnung. Von Granatwerfern ist nichts zu sehen.

Das sagt Brosik auch dem Iwan, und der antwortet rasch:

«Nimm meine Augen in deine Hand, ich führe dich, Gospodin Dolmetsch. Ich sage dir dann genau, wo er liegt. – Siehst du dort drüben den dunklen Fleck, links vor dem E-Werk?»

«Ich sehe ihn, Sergjej Mjchailowitsch.»

«Und weiter zurück den schmalen Strich, nicht grösser als ein Streichholz, das in der Mitte geknickt wurde?»

«Ich sehe den dunklen Strich», sagt Brosik, durchs Glas schauend.

«Und nun schaue langsam nach links ... Es kommt ein gelber Fleck in der Steppe.»

«Ich sehe ihn, Sergjej Mjchailowitsch.»

«Und dreimal so weit nach rechts weiter, Gospodin Dolmetsch ... da siehst du noch einen Fleck, so gross wie ein Stall.»

«Ich hab ihn.»

«Das ist der Bunker», sagt der Sowjetsoldat. «Er liegt unter der Erde, und obendrauf liegt altes Steppengras. Gleich hinter dem Bunker, nur ein paar Meter weg, stehen die Granatwerfer, dicht beieinander.»

«Spasibo, Sergjej Mjchailowitsch.» Brosik klopf ihm die Schulter.

«Der muss ja einen ganz schönen Rochus auf seine Kollegen haben», bemerkt der Oberleutnant von der IG-Batterie.

Brosik gibt das genaue Ziel an. Die Werte werden gemessen und berechnet. Befehle werden durchgegeben. Vorn in den Stellungen sitzen die Soldaten und halten vor Spannung die Luft an. Jeder weiss bereits, dass die verdammten Granatwerfer zusammengeschoßen werden sollen, und das ist nur jedem recht.

Die Lage ist sonnenklar. Weit hinten richten 28-cm-Geschütze ihre Schlünde gegen Osten. Die 16-cm-Kanonen machen sich ebenfalls bereit, ihre tödlichen Brocken auszuspucken. Und dann wummert es plötzlich. Wie auf Riesenschwingen rauscht es heran, fliegt in hohem Bogen hinüber und wühlt sich in die frühlingsschwangere Erde. Jetzt bellen auch die IG los. Immer vier Granaten orgeln hinüber. Noch liegen sie vom eigentlichen Ziel ab, da man sich auf einen anderen Geländepunkt einschiesst.

Der Iwan zittert vor Aufregung und schreit bei jedem Einschlag:

«A dawaj, dawai!»

Und jetzt haut es haargenau drüben ein.

«Totschno!», jubelt er. «Totschno! – Genau! Genau!»

«Diesmal hält der Tod auf der anderen Seite blutige Ernte. Das E-Werk erstickt in einer giftfarbenen Qualmwolke. Die schweren Kaliber zerhämmern den Klotz, und dort, wo die Granatwerfer in Stellung liegen, wirbeln Staub und Rauch zum Himmel empor.

Dann schweigt das Feuer der Geschütze, und träge zieht der Pulverqualm davon.

Noch in derselben Nacht wird ein Spähtrupp ausgeschildt, der drüben nachschauen soll. Er bringt die Nachricht zurück,

dass Bergungstrupps angerückt seien und dass sich der Ari-Beschuss hundertprozentig «gelohnt» habe.

Diese Rechnung war wieder einmal aufgegangen. Endlich einmal! Die nächsten werden wieder von den Russen vorgelegt werden; denn so lautet die Spielregel im Krieg.

Am Abend des folgenden Tages werden wieder vier Überläufer in Empfang genommen, und diese berichten, dass die Wirkung des Artilleriebeschusses verheerende Folgen gehabt habe; so sei zum Beispiel die ganze 3. Schützenkompanie des Gegners vernichtet worden. Sie befand sich im Augenblick des Besusses im Keller des E-Werkes. Sämtliche Leute mussten abgelöst werden, da ihnen die Trommelfelle platzten, und dort, wo die Granatwerferkompanie gelegen habe, sähe es aus, als habe eine Herde Wildschweine die Erde durcheinander gewühlt.

Totalverlust. Keiner habe die Beschiessung überstanden.

So unmenschlich dies alles ist, so grausam – es ist dennoch ein Erfolg für die Verteidiger von Jessaulowka. Der Gegner ist sehr vorsichtig geworden und holt rasch Verstärkung heran.

Am nachfolgenden Abend passiert es dann. Brosik sitzt auf dem Strohsack und reinigt seine MP, als die Tür aufgerissen wird und ein Pionier hereinstürzt.

«Der Iwan ist im Dorf!», brüllt er.

«Du spinnst wohl, Mann!» Brosik ist aufgesprungen.

«Wenn ick dir sage – Der Iwan ist im Dorf! Bei der Kirche!»

Brosik rennt hinaus. Wenn das wahr ist, steht's schlimm um den Tross! Die Feldküchen sind ja unterwegs. Nur die Frontlinie ist besetzt.

Tatsächlich! Ein paar Schüsse krachen in der Dunkelheit. Geschrei bei der Kirche.

Eine Reservegruppe rennt heran. Niemand weiss genau, was los ist. Hauptmann Schramm gibt brüllende Kommandos. Man rennt in Richtung der Kirche, man durchsucht alles. Keine Russen da.

Aber dort, wo eine der Feldküchen in einem Verschlag steht, stöhnt etwas. Und jetzt kriecht jemand aus dem Schuppen, bleibt liegen und wimmert.

Es ist der Koch. Hinterher krabbelt noch eine Gestalt auf allen vieren heran.

«Was ist denn los, Hörmann?», fragt einer der Soldaten.

Der Koch steht mühsam auf und berichtet, dass er fürchterlich verprügelt worden sei. Auch der Fahrer hat eine Tracht Hiebe abbekommen.

«Russen waren es», jammert Hörmann. «Die Kerle waren ganz plötzlich da und sind über mich hergefallen! Sucht sie doch, sie können nicht weit sein!»

Jedes Haus, jeder Winkel wird durchsucht. Nichts zu finden. Die Russen scheinen sich in Luft aufgelöst zu haben. Seltsam, dass nicht mehr passiert ist! Sonst gibt es bei solchen Überfällen meistens ein paar Tote. Diesmal wurden nur zwei Mann verprügelt. Sehr seltsam!

Bis zum Morgengrauen dauert die Suche nach dem nächtlichen Spuk. Das Suchkommando kämmt den Garten hinter dem Gefechtsstand durch. Plötzlich ruft einer.

«Ruki wjerch! – Hände hoch!»

Ein Russe kriecht aus einem Reisighaufen heraus und hebt die Arme. Rasch wird er zum Gefechtsstand gebracht, Brosik wird geholt und beginnt das Verhör.

Und da stellt sich heraus, dass sie den Perewodtschnik, den Dolmetscher, fangen und lebend hinüberbringen sollten.

«Mich?» Brosik ist baff.

«Ja, dich», sagt der Russe. «Wir dachten schon, dass wir dich hätten, aber es war der Falsche.»



Deshalb also dieser Rummel zur nächtlichen Stunde. Hauptmann Schramm muss lachen, obwohl die Sache ziemlich ernst ist.

«Sie scheinen drüben ein gefragter Mann zu sein, Brosik», sagt er.

Brosik nickt und schaut den verlegenen Rotarmisten an. «Hier bin ich, Towarischtsch, fang mich doch», sagt er.

Der Russe grinst und schüttelt den Kopf. Jetzt bin ich selber im Plan», murmelt er, «in der Gefangenschaft.»

In Jessaulowka wird also spioniert. Der Kerl muss unter dem Arbeitskommando sein. Und als Brosik die Arbeitskommandos antreten lässt, fehlen zwei Mann. Sie kommen auch nicht wieder.

Seit diesem Tag passt man auch im Dorf scharf auf. Aber es schleichen keine Sonderkommandos mehr heran, die den «Perewodtschnik», den Dolmetscher, fangen wollen.

Frieden am Mjus. Das Wetter wird wärmer, und die Läuse vermehren sich. Ausser ein paar kleinen Plänkeleien zwischen hüben und drüben passiert nichts Entscheidendes. Die Soldaten haben Zeit, sich zu lausen.

«Es laust sich der Vater, es laust sich das Kind, es laust sich die Mutter und auch das Gesind', und ich als Quartiergast, sitz in der Mitt', erst schaue ich zu, dann lause ich mit.»

Hauptmann Schramm wettet, als man ihm sagt, dass die Quartiere verlaust seien.

«Schweinerei ist das!», schimpft er. «In meinen Quartieren dulde ich so was nicht! Die Herren Grenadiere sollen sich gefälligst mehr waschen! – Hauptfeldwebel, setzen Sie einen Kleiderappell an!»

Noch ehe der Spiess antwortet, hebt er vorsichtig die Hand und fragt freundlich:

«Gestatten Herr Hauptmann, dass ich Ihnen einen kleinen Maikäfer vom Rockkragen nehmen darf?»

Hauptmann Schramm guckt verdutzt die Laus an; dann schüttelt er den Kopf, und an diesem Abend fällt der Kleiderappell aus, da der Hauptmann höchstpersönlich verlaust ist.

Lieber von den Läusen geplagt als von den Würmern aufgefressen werden. Bis auf einige Spähruppgänge geschieht nichts an der Front bei Jessaulowka. Zu erwähnen wäre höchstens noch der Befehl des «Hamsters». Drüben in Pawlowka haust er, in der Nähe des Hauptmanns Rudolph. Genauer gesagt handelt es sich um einen plötzlich aufgetauchten Sonderführer in der Parteiuniform, auch «Etappenbulle» genannt und damit beauftragt, die landwirtschaftlichen Probleme unter die Lupe zu nehmen.

Der Feldfernsprecher rasselt, und Brosik wird an den Apparat befohlen.

Eine schnarrende Stimme meldet sich:

«Sie sind doch der Mann, der in Jessaulowka die Kühe versteckt hält!»

Brosik stutzt, denkt sofort an seinen Freund Hauptmann Rudolph und antwortet:

«Ich bin für Sie kein Mann, sondern der Unteroffizier Brosik. Und mit wem spreche ich?»

Kleine Pause. Dann die schnarrende Stimme: «Sonderführer Lehmann spricht hier. Ich habe die Aufgabe ...» Es folgt eine rasche Definition der Dinge. Dann der klipp und klare Bescheid: «Ich erwarte, dass Sie die Kühe noch heute abend nach Pawlowka treiben, Herr Unteroffizier. Wie Sie das machen, ist mir piepegal.»

Brosik atmet erst einmal tief durch, ehe er vom Leder zieht: «Augenblickchen, Herr Sonderführer – Augenblickchen!

Erstens habe ich keine Kühe versteckt, und zweitens stehe ich hier im Fronteinsatz. Ich bin kein Viehtreiber.»

«Werden Sie nicht frech!», schreit der Teilnehmer in Pawlowka, «ich verlange, dass die Kühe hergetrieben werden ... ich verlange das als bevollmächtigter Sonderführer für landwirtschaftliche Belange. Haben Sie mich verstanden?»

«Jawoll», grinst Brosik. «Ich ersuche aber auch, dass Sie mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, dass wir hier keine Kühe versteckt halten!»

«Sie haben welche!», schreit der Teilnehmer in Pawlowka. «Ich schicke Ihnen die ukrainische Polizei auf den Hals!»

«Bitte sehr», sagt Brosik, «tun Sie, was Sie nicht lassen können.»

Der in Pawlowka haut den Hörer auf den Apparat. Brosik tut es auch und wendet sich dann dem Hauptmann zu: «Kennen Sie den Herrn?»

«Nur per Telefon», sagt der Hauptmann. «Seien Sie vorsichtig, Brosik, mit der Partei ist nicht zu spassen ... Ah, sind Sie in der Partei?»

«Nein, Herr Hauptmann.»

«Man könnte mit dem Sonderführer vielleicht ...» Der Hauptmann spricht es nicht aus, da er die verschlossene Miene seines Melders sieht. «Naja», sagt er dann freundlich, «ich bin sicher, dass Sie mit ihm fertig werden, Brosik.»

«Wäre es Ihnen recht, wenn wir die Kühe abtreiben und jeden Tag nur Malzkaffee zum Frühstück und Abendessen kriegen?»

«Treiben Sie mich mit solchen Fragen nicht in die Enge, Brosik. Sie wissen selber, dass Milchkaffee besser schmeckt als Malzkaffee.»

Am nächsten Tag tanzen fünf ukrainische Polizisten in Wehrmachtsuniform an. Vor dem Gefechtsstand steht ein wohl

instruierter Wachposten mit Stahlhelm, möglichst scharf dreinschauend.

Der Truppführer spricht gebrochen Deutsch. Grenadier Heinke legt die MP an.

«Was sollt ihr hier?», schnauzt er und schaut drohend aus seiner Einsfüfundneunzig-Länge herab.

«Wir chomm auf Befähl von Pan Sonderfierer. Kuh cholen wir sollen.»

Heinke entschert die MP. «Quatsch! Das kann jeder sagen! Partisanen seid ihr! Los, Hände hoch! Fix, sonst knallt's!»

Die fünf Abgesandten des Hamsters kriegen es sichtlich mit der Angst zu tun und beschwören Heinke, dass sie keine Partisanen, sondern ukrainische Polizisten seien.

In dieser ausgemacht kritischen Situation tritt endlich Brosik auf.

«Die geben an», sagt Heinke, ohne die MP wegzunehmen, «ukrainische Polizisten zu sein.»

«So», sagt Brosik und mustert die fünf konsternierten Ukrainer. Er spricht jetzt Russisch mit ihnen: «Wie kommt ihr zu den deutschen Uniformen? Zeigt die Ausweise her! Wehe, wenn sie falsch sind!»

Die fünf weisen sich sehr schnell aus und schwitzen vor Angst. Dann sagen sie, dass sie den Befehl bekommen hätten, die Kühe nach Pawlowka zu treiben. «Sie sollen hier auf dem Hof stehen!»

«Kühe? Hier auf dem Hof?» Brosik spielt den Unwissenden.

«Ja, hier bei euch», nickt der Anführer. «Pan Sonderführer hat es gesagt.»

«No, charoscho», sagt Brosik, «wenn ihr meint – kommt mit! Schaut selber nach! Auf den Hof könnt ihr schauen. Sonst nirgends. Denn ich lasse hier nicht rumspionieren. Wer weiss, was ihr für Kerle seid!»

Heinke folgt den fünf Ukrainern mit eingelegter MP. Brosik geht vorneweg und lässt die fünf in den Hof schauen.

«Wo schaust du jetzt hin?», fragt Brosik den Anführer.

«In den Hof.»

«Siehst du hier Kühe?»

«Nein, aber ...»

«Fort mich euch! Kehrt marsch! Spione können wir hier nicht brauchen!»

Vor nichts haben die Russen mehr Angst als vor dem Wort «Spion», denn damit hängt ein schneller Tod zusammen. Aus diesem Grunde machen die fünf Polizisten schleunigst kehrt und verschwinden.

Als Brosik dem Hauptmann meldet, dass die Sache «erledigt» sei, sagt dieser:

«Mich geht das alles nichts an, Brosik. Sie sind fürs Dorf da, und ich für die Front.»

Doch der Hamster gibt sich nicht so leicht geschlagen und ruft schon am nächsten Tag an. Brosik lässt ihn warten. Warten nimmt den Wind aus den Segeln. Als er sich dann knapp und höflich meldet, weiss der Teilnehmer, dass er keinen x-beliebigen Stoppelhopper vor sich hat, sondern einen Frontsoldaten, der sich nicht so ohne Weiteres einschüchtern lässt.

Die Stimme des Sonderführers klingt daher freundlich, ja sogar ein bisschen einlenkend:

«Ich gebe zu, dass Sie meine Polizisten eingeseift haben, Herr Unteroffizier. Nehme also zur Kenntnis, dass keine Kühe mehr da sind. Aber wenn Sie uns eine Zentrifuge schicken könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar, Herr Unteroffizier. Haben Sie eine Zentrifuge?»

«Aber ja, ich werde mal nachschauen, Herr Sonderführer. Kann sein, dass wir eine Zentrifuge irgendwo auftreiben. Wol-

len Sie Schlagsahne für Herrn Hauptmann Rudolph machen?»

Die Gegenstelle lacht amüsiert. «Wäre gar nicht übel, Herr Unteroffizier. Schicken Sie mir also so ein Ding her. Besten Dank im Voraus! Heil Hitler!»

«Grüss Gott, grüss Gott, Herr Sonderführer», sagt Brosik und legt schmunzelnd auf.

In dieser Nacht läuft ein Mongole über. Er kommt mit fünf Kochgeschirren an und radebrecht mit Brosik. Es ist sehr schwer, den Dialekt zu verstehen, aber schliesslich kriegt Brosik doch heraus, dass dieser Mann zur Besetzung einer B-Stelle gehört und beim Essenholen im E-Werk sich über die HKL verließ. So sagt er wenigstens und lässt sich ohne weiteren Kommentar gefangen nehmen.

Genau vierundzwanzig Stunden später kommen die anderen vier «rüber».

«Warum seid ihr übergelaufen?», fragt Brosik.

«Wir bekommen nichts mehr zu essen, weil der Kamerad mit den Kochgeschirren übergelaufen ist. Jetzt sind wir da, denn wir wollen nicht verhungern.»

Sind diese Soldaten so einfältig, oder wollten sie wirklich überlaufen? Jedenfalls bekommen sie ihre Kochgeschirre zurück; sie selbst müssen natürlich «herüben» bleiben und marschieren in die Gefangenschaft.

Aber auch gefährlichere Unternehmen würzen das Einerlei des so genannten «Mjusfriedens». Brosik will sich für die Eskapade mit dem verprügelten Koch und dem Fahrer revanchieren. Mit sieben Mann wird geplant, eine russische Feldküche zu «klauen».

«Brosik», sagt der Hauptmann, als er davon erfährt, «ich weiss nicht recht, ob das gut geht.»

«Aber ja, Herr Hauptmann, das ist nicht schwer. Wir wissen

genau, wann die Feldküche vorfährt und Essen ausgibt.»

Nach einigen Einwänden sagt der Kommandeur endlich ja. Als die Dunkelheit hereingebrochen ist, robben sieben Gestalten über die Stellung hinaus und verschwinden in der schmalen Gasse des gelegten Minenfeldes, um dem Hohlweg zuzustreben, durch den die russische Feldküche kommen muss. Bis dorthin sind es nur noch fünfzig Meter. Brosik robbt vorneweg, hinterher die anderen. Lautlos wie Schlangen.

Hauptmann Schramm hat sich auf die Sternhöhe begeben und verfolgt das Unternehmen mit dem Glas. Er kann die sieben langsam voranrobbenden Gestalten recht gut sehen.

Plötzlich ertönt Flugzeuggeräusch. Verdammt pünktlich wie der UvD sind die «Krähen» da, ehemalige Sportflugzeuge, Doppeldecker, die nachts die Front entlangfliegen und mit kleinen Bomben oder Bord-MG die Stellungen beharken. Diesmal aber kreisen sie nur über dem E-Werk und werfen Leuchtschirme ab, die das ganze Gelände in ein bleiches Licht tauchen.

Hat der Gegner etwas gemerkt? Sucht man bereits den deutschen Spähtrupp?

Gleich beim ersten niedersinkenden Leuchtschirm erstarren die sieben Gestalten. Sie liegen mitten in der grell erleuchteten Steppe – liegen wie auf einem Präsentierteller! Jeden Augenblick kann ein MG zu hämmern beginnen und die sieben reungslos verharrenden Gestalten durchsieben.

Hauptmann Schramm steht erstarrt im Beobachtungsgraben und sieht seine Jungs drüben liegen. Das geht schief, denkt er, das geht schief!

«Rufen Sie die Feuerstelle an», befiehlt Schramm.  
«Die Jungs müssen Feuerschutz bekommen!»

Wieder sinken ein paar Leuchtschirme herab und überstrahlen das Steppengelände. Ganz deutlich sieht man die sieben Wagemutigen dicht vor der russischen Stellung liegen. Keine zehn Meter weit ist der Gegner entfernt. Schläft er? Sieht er die Gestalten nicht?

Die «Krähen» fliegen noch immer und werfen Licht herab. Von der russischen Feldküche ist weit und breit nichts zu sehen; sie ist diesmal einen anderen Weg gefahren und kommt bereits hinter dem E-Werk an. Man hört das Rattern der Räder, hört in dieser auffallenden Stille auch entfernte Stimmen.

Die «Krähen» sind fort. Die Nacht trägt jeden Laut heran und formt ihn erschreckend klar und deutlich. Endlich bleibt es dunkel, und Hauptmann Schramm lässt die Vorbereitungen zu einem Feuerschlag stoppen. Vielleicht gelingt es den sieben doch, sich unbemerkt vom Gegner zu lösen und in die eigene Stellung zurückzukehren.

Brosik und seine sechs Kameraden haben höllische Minuten erlebt. Sie liegen noch immer dicht vor der russischen Stellung und warten mit angehaltenem Atem auf das Verlöschen der Magnesiumlichter. Jede Sekunde können Handgranaten geworfen werden oder kann ein Maxim zu hämmern beginnen. Der Gegner brauchte ja auch nur mit der Pistole nach den sieben an die Erde gepressten Gestalten zu schießen; sie liegen ja dazu da.

Aber es geschieht nichts. Die Dunkelheit hüllt jetzt alles ein.

Unhörbar, im Krebsgang, schlangengleich, lösen sich die sieben Deutschen von der russischen Stellung und robben durch die schmale Gasse der Minen.

«Seid ihr's?», flüstert es aus dem vordersten Graben.

«Ja.»

Gott sei Dank! Sie sind wieder zurück! Hauptmann



Schramm atmet auf und bläst die «Alarmstufe I» ab. Beim Regiment, wo man von dem Unternehmen Kenntnis bekommen hat, wird davon gesprochen, die sieben nicht zu bestrafen.

Inzwischen sitzen die Kerle mit dem Alten zusammen und rauchen Zigaretten. Sie reden schnell und freudig, wie man zu reden pflegt, wenn man einer tödlichen Gefahr entronnen ist.

«Ich kann euch sagen», lässt sich Bernemann vernehmen «mir ist der A... auf Grundeis gegangen.»

«Und ich habe gespürt, dat meine Haare jewachsen sind», sagt Eberle.

«Ganz nah waren wir dran. Wir haben sie flüstern hören», berichtet Brosik. «Einer hat gefragt, was es heute zum Abendessen geben werde und dass auch die Tabakration bald eintreffen müsste.»

Plötzlich poltert Feldwebel Klein herein und meldet, dass vier Überläufer eingetroffen seien.

Es sind drei Mongolen und ein Kosak, die zum Verhör vorgeführt werden, sie gehören der neuen Kompanie an, die beim E-Werk liegt.

«Wir wären ja schon früher übergelaufen», sagen sie aus, «aber wir hatten vor dem Minenfeld Angst.» Und weiter berichten sie, dass heute Abend eine Patrouille bei ihnen vor der Stellung gewesen sei.

«Wir haben sie genau gesehen», sagt der Kosak. «Dann sind wir aus unserer Stellung gestiegen und ihnen nachgegangen. Germanski wissen ja, wo Minen liegen», grinst der Überläufer, «da konnte uns nichts mehr passieren. Karoscho.»

## 11

Der Mjusfriede hält an und verrät durch nichts, dass in Stalingrad ein anderer Friede, ein düsterer, über das blutigste Schlachtfeld der Ostfront niedergesunken ist.

Noch rauchen die Trümmer dieser Stadt, noch steht das Menetekel des grossen Sterbens am Himmel und verlischt nicht, wie die vielen Leben verloschen sind. Der Kampf geht weiter – ein Kampf ohne Gnade. Zuversichtlich und aussichtsreich für den Starken und immer stärker werdenden, hoffnungslos für den Schwachen, der Schritt für Schritt der Stärke weichen muss.

Die Steppe um Jessaulowka ist grün geworden, in den Balkas wiegen sich blühende Büsche im Wind. Das Gesicht des Landes hat sich gewandelt, ohne friedlich zu sein. Hat man noch vor Monaten gefroren, so setzt den Kämpfern jetzt die Sonne zu, und die Fliegen sind da, die übers Gesicht kriechen, in den Mund, und nachts sind es die Wolken von Stechmücken, die Freund und Feind heimsuchen und ihnen die Wache im Graben zur Qual machen.

Der Friede hat ausgeröchelt. Die Kanonen brüllen wieder, und das grosse Sterben geht weiter. Der Gegner greift an und versucht machtvoll, das Gesetz des Handelns an sich zu reissen. Nach tastend geführten Vorstössen setzt der Gegner am 15. Juli zu der Mjus-Offensive an und jagt seine Schützenbrigaden ins mörderische Abwehrfeuer. Die Toten häufen sich vor den deutschen Stellungen, und der süssliche Geruch des Verwesens schleicht übers Niemandsland, und der Heldenfriedhof bei Pawlowka wächst von Woche zu Woche. Immer neue Gräber-

reihen sind es, die den fremden Boden durchfurchen, von jenen Toten nicht zu sprechen, die irgendwo in einer Balka verwesen oder in einem verseuchten Morastümpel modern, die das Vorfeld bedecken, oder im Niemandsland ihr Ende gefunden haben.

In Werch-Nagoltschik scheint sich auch das Schicksal des Unteroffiziers Josef Brosik zu erfüllen.

«Ruki wjerch!» Diesmal ruft es ein Russe und zwingt Brosik, die Arme zu heben.

Keuchend tut er es, benommen von der verrauchten Wut eines erfolglos geführten Stosstruppunternehmens. Drüben liegen acht Verwundete und wissen nicht, was mit ihnen geschehen wird. Vielleicht kommen die Kameraden aus dem Dorf und holen die Stummen und Blutenden, die auf der ausgedörrten Erde liegen und auf ihr Schicksal warten.

«Paschol – geh!» Ein Gewehrlauf stösst in Brosiks Rücken und weist den Weg zum feindlichen Unterstand.

Die Sowjets freuen sich – freuen sich doppelt, weil sie diesmal einen Unteroffizier erwischt haben.

«Ponjemaju ruski?», wird Brosik gefragt.

«Verstehst du Russisch?»

«Nein», sagt er.

Man holt den Dolmetscher. Der Kommissar bestimmt die Fragen, die der Dolmetscher dem Gefangenen vorsetzen muss. Es ist genauso, wie Brosik es sonst gemacht hat, diesmal nur im umgekehrten Verhältnis.

Da Brosik alles versteht, was der Kommissar dem Dolmetscher aufgibt, hat er Zeit, sich die Antwort genau zu überlegen.

«Wo warst du schon überall im Einsatz?»

«In Frankreich.»

«Und wann bist du zu deiner Kompanie gekommen?»

«Im Juni.»

«Wo liegt deine Stellung?»

Brosik deutet beiläufig in die Gegend. «Ich kenne mich nicht genau aus», sagt er, «ich war immer im Bunker.»

Der Dolmetscher übersetzt an den Kommissar, und der notiert es sich. Sein narbenzerrissenes Gesicht, die dunklen, leicht angeschrägten Augen sind wach und gespannt.

Der Dolmetscher lächelt freundlich. Fragt weiter. Will alles wissen.

«Zu welchem Regiment gehörst du?»

«Zum 580sten.»

«Du sagst die Wahrheit, das ist gut.» Der Dolmetscher reicht Brosik eine Schachtel R 6. Deutsche Zigaretten. «Zeige uns genau, wo deine Kameraden sitzen, dann geht es dir sehr gut bei uns. Na komm, erzähle!»

Brosik sagt nur das, was er mit seinem Gewissen vereinbaren kann – dass er der dritten Kompanie angehöre, mit der er schon in Frankreich gewesen sei. Im Übrigen kenne er sich hier gar nicht aus.

Die Russen wissen erstaunlich gut Bescheid über alles, was «drüben» vorgeht. Brosiks Aussagen werden innerhalb einer Stunde überprüft.

«Karascho», sagt der Dolmetscher, «morgen früh gehst du mit uns in den Graben und zeigst uns, wo deine Stellung war.»

Brosik verbringt die Nacht in der Gefangenschaft. Er muss an die Kameraden denken, an Hauptmann Schramm. Jetzt wird es drüben heissen; Den Brosik hat es erwischt. Ausgerechnet den Brosik. Schade um ihn. Und man wird sich Vorwürfe machen, weil man ihn mit auf Stosstrupp geschickt hat. Der Bunker, der genommen werden sollte, gehört noch immer den Russen, und Brosik sitzt in ihm, weiss nicht, was aus ihm werden

wird. Man kann den Russen ja nicht trauen. Noch sind sie freundlich und verschenken Zigaretten, und auf einmal – na ja. Hoffentlich kommt's besser!

Diesmal geht für Brosik die Sonne im Rücken auf. Er sieht drüben das Haus, in dem jetzt Hauptmann Schramm mit Leutnant Göbel sitzen mag. Vielleicht schauen sie gerade herüber. Vielleicht ist Brosiks Ausscheiden schon dem Regiment gemeldet worden. Was wird Hilde sagen, wenn sie erfährt, dass der Mann nicht mehr heimkommt?

«Komm», sagt der Dolmetscher. Auch der Pulkownik, der Regimentsführer, ist da und geht mit in die vorderste Stellung, von wo aus Brosik den Russen die Kameraden verraten soll.

Von diesem Grabenstück aus kann er etwa bis zur Hälfte des Abschnittes sehen, die anderen deutschen Stellungen sind hinter den Häuserruinen und Schachtanlagen verborgen. Brosik zeigt auf das, was er offensichtlich sehen kann, und was auch die Sowjets sehen können.

«Das dort ist das Minenfeld», sagt er. Er gibt es viel grösser an, als es in Wirklichkeit ist. Die Russen notieren alles. Ein paar Mongolengesichter schauen neugierig den Gefangenen an. Der Dolmetscher ist noch immer freundlich und bietet Zigaretten an. Unfreundlich hingegen schaut der Pulkownik drein, als sei er mit den Angaben nur wenig zufrieden.

Jetzt zieht der Pulkownik den Dolmetscher zur Seite und spricht eine Weile mit ihm. Als der Dolmetscher wieder zu Brosik kommt, ist sein Gesicht nicht mehr lächelnd, sondern ärgerlich, feindlich.

«Du warst doch da oben», faucht er Brosik an, «da musst du doch deine Stellung noch genauer bezeichnen können.»

«Ich sehe von hier aus nichts mehr», erwidert Brosik.

Mehr kriegt man aus ihm nicht heraus. Was er den Russen zeigt, kennen sie selbst schon. Brosik hört, dass er am Abend noch einmal verhört werden soll.

Gegen Abend wird Brosik in den Gefechtsstand des Pulkownik gebracht. Man gibt ihm das Soldbuch zurück, versucht es noch einmal mit Fragen und Zigaretten, ja sogar mit Wodka; aber das alles hilft nichts: Der Gefangene sagt nichts aus.

Da vernimmt Brosik ein paar Worte, die ihm die Knie weich machen.

«Kak nje budje gaworit, rastrjelat, nam nje nuschen. Wenn er nicht reden will, werden wir ihn erschliessen. Drohen Sie ihm damit.»

Der Regimentsführer hat es gesagt und wendet sich ab. Jedes Interesse für den Gefangenen ist erloschen. Das Todesurteil wird vollstreckt werden.

Nein, er wird die armen Kerle nicht verraten, die sich unter hohen Blutopfern in die Erde gegraben haben, die in der Sonnenglut dörren, dürsten, Wache halten.

Brosik wird in einen Kampfgraben gebracht. Hier kümmert man sich nicht mehr um ihn. Er bleibt sich selbst überlassen, hockt am Grabenboden und sieht sich plötzlich seltsamen Gedanken ausgeliefert.

Tut ein Genickschuss weh? Ist die Kugel heiss oder kalt? Spürt man sie ins Hirn eindringen, oder ist mit dem Knall alles ausgelöscht? Hört man den Knall überhaupt noch? – Ach was, ich werde gar nichts spüren. Ich werde nicht einmal den Knall hören.

Brosik spürt eine klare Ruhe über sich kommen, eine Ruhe, die ihn sogar einschlafen lässt. Mit vornüber gesunkenem Kopf kauert er im Graben und schläft.

Da knallt es wirklich. Brosik schreckt auf und glaubt, jetzt sei die letzte Minute angebrochen. Aber es ist kein Pistolen-

schuss, der geknallt hat, sondern eine Granate hat dicht vor dem Laufgraben eingehauen, und eine Wolke Staub und Erdreich prasselt nieder. Und jetzt bricht mit einem Male die Hölle los. Ein Feuerüberfall deckt die sowjetischen Stellungen ein; es rauscht und dröhnt, die Erde stösst, zittert, und schwefelfarbenes Licht bricht herein. Es sind mittelschwere Granaten, die in ununterbrochener Folge einschlagen, und dazwischen hört man genau das hohle Rauschen der 28-Zentimeter-Granaten schwerer Geschütze. Immer näher tanzen die Einschläge heran.

Der Graben ist plötzlich leer. Brosik hockt allein am Boden und presst sich an die Grabenwand. Mit weit aufgerissenem Mund versucht er, die Detonationen zu überstehen. Bei jedem Einschlag entsteht ein stechender Schmerz in den Ohren. Die Trommelfelle drohen zu platzen.

Brosik hustet.

Plötzlich zuckt ein Gedanke durch das Hirn: Die Feuerglocke! Ich muss durch! Besser, von einer deutschen Granate umgeworfen zu werden als von einem Genickschuss! Weg von hier! Man stirbt nur einmal!

Mit einem Satz schnellt er hoch, wirft sich über die Grabendeckung, rollt ein Stück hinab und rappelt sich auf. Dann läuft er, rennt, stolpert, wirft sich instinktiv hin, wenn es zu rauschen beginnt. Brosik rennt um sein Leben. Er achtet nicht auf die Einschläge, die links und rechts von ihm die Erde hochreissen. Nur fort! Zu den Kameraden hinüber! – Achtung auf das Minenfeld! Dann laut schreien und sich bemerkbar machen, damit man nicht von den Eigenen erschossen wird!

Keuchend erreicht er den Minengürtel. Gleich dahinter liegt der Stützpunkt «Adolf».

«Hallo! – Franz! – Franz! Ich bin's! Nicht schiessen! Brosik ist es ...! Broooooosik!»

Ein Stahlhelm taucht drüben auf. Und jetzt ruft eine Stimme:

«Jupp! ... Jupp! Bist du's wirklich?»

«Ja doch! Schick die Pioniere raus! Lasst mich rein! Schnell!»

«Gleich, gleich, Jupp! Bleib liegen!»

Nur wenige Minuten später robben zwei Pioniere heran, räumen die spanischen Reiter weg und weisen Brosik den Weg durch das Minenfeld. Er ist gerettet. Erschöpft lässt er sich in die Arme der Kameraden fallen.

Oberleutnant Fredersdorf, der gestern den verunglückten Stosstrupp geführt hat, ist da und streckt Brosik die Hand hin.

«Brosik, ich gratuliere! Ich bin so froh, dass Sie wieder da sind.» Der Oberleutnant umarmt Brosik, klopf ihm den Rücken und sagt dann noch: «Gehen Sie sofort zum Alten, der wartet schon auf Sie.»

Brosik winkt den staubigen Gesichtern zu, lacht und begibt sich nach rückwärts zum Kompaniegefechtsstand. Der Nachrichtenmann hält ihm grinsend den Fernsprecher hin.

«Der Alte ist schon am Apparat», sagt er.

Brosik nimmt den Hörer, klappt leicht die Hacken zusammen und meldet.

«Herr Hauptmann, bitte melden zu dürfen, dass Unteroffizier Brosik wieder da ist. Heil und gesund. Sie werden mich also nicht so schnell los.»

«Menschenskind, Brosik ... Brosik!» Der Hauptmann ist gerührt, gratuliert bewegt und sagt dann: «Kommen Sie sofort zu mir, Sie Unkraut! Ich muss dem Regiment Meldung machen. Sie sollen dabei sein.»

«Bin schon unterwegs, Herr Hauptmann.»

Brosik verabschiedet sich von den Kameraden. Oberleut-



nant Fredersdorf schiebt ihm noch eine angebrochene Schachtel Zigaretten in die Tasche.

«Möglich, dass wir uns nicht mehr wieder sehen, Brosik. Denn man alles Gute!»

«Wieso? Ich denke nicht daran, abzuhaue.»

«Mal sehen, Brosik, mal sehen. Beim Regiment werden Sie ja mehr erfahren.»

Es gibt ein freudiges Wiedersehen mit Hauptmann Schramm. Wie einen heimgekehrten Sohn schliesst Schramm den Unteroffizier in die Arme.

«Brosik», sagt er. «Sie sind ein Urvieh! Sie bringen aber auch alles fertig.»

«Wäre beinahe selber fertig geworden, Herr Hauptmann.» Und dann erzählt Brosik von seiner Odyssee. Ringsum stehen die Offiziere und blicken unverkennbar bewundernd auf Brosik. Ein Kerl ist dieser Brosik schon, da beisst die Maus keinen Faden ab! Und Schwein hat er, das ist nicht abzustreiten!

Als Brosik vor seinem Regimentskommandeur steht, hört er Folgendes:

«Brosik, Sie haben jetzt das Recht, sich an eine andere Front im Westen oder Südwesten versetzen zu lassen. Sie waren in russischer Gefangenschaft. Es steht Ihnen also zu, Ihre Versetzung zu beantragen. Wollen Sie das?»

Und was tut dieser Unteroffizier Brosik? Er schaut den Major eine Weile nachdenklich an, senkt den Blick, denkt an die Kameraden, mit denen er durch das Schicksal zusammengeschiedet wurde, sieht einen langen Weg vor sich, der in einer fremden Einheit enden würde, sieht neue Gesichter. Und davor schreckt er zurück – vor dem Neuen. Das Alte ist ihm lieber. Und deshalb knallt der Unteroffizier Josef Brosik die Hacken zusammen und sagt zum Major:

«Ich möchte lieber bei meinem Haufen bleiben, Herr Major.»

Nach dem, was Brosik ausgesagt hat, wird das Bataillon verlegt und bezieht eine neue Stellung in der Balka Rogosina. Der Gegner merkt erst eine Weile später, dass er ein leeres Haus und verlassene Stellungen beschiesst, denn das Bataillon buddelt jetzt neue Stellungen und baut die Bunker woanders.

Brosik hat «Startverbot», das heisst, dass er keine Spähoder Stosstrupptätigkeit mehr durchführen darf. Aus dem Soldaten, in dessen Wehrpass einmal die Notiz stand: schlechter Soldat, braucht strenge Führung, ist ein mit allen Wassern gewaschener und mit sämtlichen Salben geschmierter Kämpfer geworden. Nur zu verständlich, dass er beim Bataillon wie beim Regiment einen immer besseren Namen hat. Man will diesen Mann behalten, man mag ihn. All seine Bitten, an Späh- oder Stosstruppuntern teilnehmen zu dürfen, werden abgeschlagen.

In Leutnant Göbel hat Brosik einen Freund gefunden. Der junge Offizier, noch nicht lange an der Front, hat von sich aus die Brücke der Freundschaft geschlagen. Es bleibt nicht viel Zeit für tiefsinnige Gespräche über Sinn und Unsinn eines Krieges, aber wenn sie einmal beisammensitzen, dann schliessen die Worte das Band der Freundschaft noch enger.

«Ich glaube daran, dass wir nichts umsonst tun», sagte Göbel gestern Abend zu Brosik. «Jedes Opfer, das wir bringen, trägt dazu bei, den Sieg zu sichern.»

Brosik lächelt. «Den Sieg? Sie glauben noch an einen Sieg, Herr Leutnant? Belügen Sie sich nicht selbst?»

«Nein», schüttelt Göbel den Kopf, «ich belüge mich nicht. Ich sehe einen anderen Sieg, Brosik. Nicht den über das Materi-

al, nein – sondern den über das Böse, das Unmenschliche.»

«Was ist das Böse, Herr Leutnant? Was ist das Unmenschliche? Die ganze Menschheit ist böse und unmenschlich. Ich sehe nur noch Bestien, die sich zerfleischen. Und um was? Worum geht es eigentlich? Doch nur um Sachwerte, um ein Stück Erde, um einen Bach, um einen Grenzstein.»

Göbel lächelt. Hinter den Brillengläsern schauen ein paar nachdenklich blaue Augen.

«Sehen Sie, Brosik», sagt er, «das meine ich. Wir müssen kämpfen, um wieder gut zu werden. Verstehen Sie das?» Er sah sich um, als fürchte er Horcher und flüsterte dann: «Wir müssen diesen Krieg verlieren, Brosik – müssen, sage ich! Es ist nicht alles schlecht, was um uns ist, es sind auch noch Gute da. Unser Volk ist gut. Wir laufen nur einem Rattenfänger nach. Der hat uns hierher gelockt. Er pfeift – wir sterben. Aber unsere Opfer sind nicht umsonst, und damit bin ich wieder am Anfang meiner Rede angekommen, Brosik. Die, die nach uns leben werden, sollen es besser haben, und deshalb müssen wir die Opfer bringen, deshalb müssen wir an den Sieg glauben. Aber nicht an den, den man uns vorsagt, sondern an den da drinnen.» Und Leutnant Göbel tippt an seine linke Brustseite.

Gespräche angesichts der Feuer speienden Front. Worte im Dunkel gesprochen. Brosik und Göbel reichen sich die Hände. Und drüben steigen die gelblichen Signallichter des Gegners auf. Fern flackert MG-Feuer. Die Nacht rumort unruhig.

Für das Regiment 580 kommen schwere Stunden. Der Gegner versucht an allen Stellen Durchbrüche und setzt immer mehr Material ein, um die verhassten Eindringlinge aus dem Lande zu werfen.

An diesem Tag regnet es. Grau und nieselig sind die Schluchten, in denen Munitionsträger nach vorn gehen, Melder dahinrasten oder ein Kradfahrer mit gespreizten Beinen balanciert.

Im Bataillonsgefechtsstand sitzt «es sich trocken». Regen- und bombensicher verheisst ein Schild über dem Eingang.

Hauptmann Schramm macht ein Nickerchen. Brosik sitzt neben dem Fernsprecher und liest in einem winzigen Büchlein, das er stets in der Brusttasche herumzutragen pfllegt. Ein Buch in Miniaturform, kaum fünf mal drei Zentimeter gross, das Geschenk der verstorbenen Grossmutter.

Es ist gut, darin zu lesen; man wird gänzlich abgeschaltet vom Jetzt, man versinkt in einen seltsamen Frieden, der so winzig klein gedruckt ist, dass Brosik die Augen schmal kneifen muss.

Er liest: «Aber viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein ...» – Brosik blättert weiter im winzigen Büchlein und liest eine andere Stelle: «Das da frühe blühet und bald welk wird, und des Abends abgehauen wird und verdorret ... Das macht dein Zorn, dass wir so vergehen, und dein Grimm, dass wir so plötzlich dahinmüssen ...»

Das Feldtelefon rasselt. Brosik steckt das Kleinod hastig in die Brusttasche und nimmt den Hörer ans Ohr.

«Hier Edelmarder.»

Der Adjutant vom dritten Bataillon ist am Apparat: «Ich möchte den Kommandeur sprechen.»

«Etwas Wichtiges?»

«Ah ... ich weiss nicht. Wollte nur mitteilen, dass Stosstrupp Göbel noch nicht zurückgekehrt ist. Wir hörten schiessen. Sagen Sie dem Kommandeur, dass wir einen Gegenstoss ansetzen.»

«Jawoll», murmelt Brosik und legt auf.

Leutnant Göbel noch nicht zurück, geht es Brosik durch den Sinn. Gegenstoss angesetzt ... Ob's was hilft? ... Göbel ... Warum musste er sich dazu melden! Ausgerechnet er?

Brosik wischt sich mit der flachen Hand übers Gesicht. Da steckt plötzlich Hauptmann Schramm den Kopf durch die Zeltbahn.

«Was gibt's, Brosik? Hat da nicht eben jemand angerufen?»

«Der Adjutant vom Dritten, Herr Hauptmann. Leutnant Göbel ist überfällig.»

Schramm streicht sich über das zerzauste Grauhaar.

«Dammich ... Sonst was los?»

«Ein Gegenstoss wird angesetzt.»

Schramm kommt herein und setzt sich neben Brosik. «Legen Sie sich lang, ich bleibe am Apparat ... Sie haben's ja auch nötig, Brosik.»

Brosik geht in seinen Verschlag und legt sich auf die Decke. Aber er kann nicht schlafen; er muss an Leutnant Göbel denken. Wenn es den nun auch erwischt hat ... mein Gott, immer die Freunde erwischt es. Kaum hat man einen, fällt er schon. Leskau ... Dachert ... vor drei Wochen der gute Leo. Kopfschuss. Lag da und grinste mit hochgezogener Oberlippe.

Brosik leidet es nicht auf der Decke; er steht auf und geht wieder zu Hauptmann Schramm hinaus. Der sitzt auf dem Brett neben dem Feldfernsprecher und nuckelt an einer zerkauten Pfeife.

«Ich wär doch lieber bei Leutnant Göbel», sagt Brosik.

«Unsinn», brummt der Hauptmann, «der kommt schon noch. Legen Sie sich ruhig in die Falle, und nehmen Sie 'ne Mütze voll Schlaf. Wer weiss, wie lange es hier noch still ist.»

Brosik kehrt in seinen Winkel zurück und haut sich hin, sucht nach den Zigaretten, brennt sich eine an. Komisch, dass man auf einmal das Gefühl hat, Göbel sei etwas passiert. Warum bloss diese Ahnung? Wo kommt dieses Gefühl her? Aus dem Hirn, dem Verstand? Aus dem Wissen um die Dinge, dass man hier schneller stirbt, als man's gedacht?

Da rasselt das Feldtelefon. Brosik springt auf und hört bereits den Hauptmann sprechen.

«Ja ... Danke ... Es ist gut... Ich schicke jemand hin ... Ende.»  
Der Hörer klappert auf den Apparat zurück.

Brosik steht vor dem Hauptmann.

Der schaut langsam auf. Wie verfallen das damals so straffe Gesicht des Kommandeurs aussieht. Silbergraue Bartstoppeln rahmen es ein; die Augen schauen erschrocken und zugleich traurig.

«Sie haben Göbel rübergeholt», sagt der Hauptmann. «Tot. Auch Vesper und Kleinert. Schicken Sie eine Bahre hin, Brosik.»

Hauptmann Schramm wischt sich langsam über die Augen. Der sonst so harte Hauden unterdrückt mit Mühe das Weinen. So jung war dieser Werner Göbel noch, so blutjung. Und jetzt auf der Bahre!

Vier Mann holen ihn herüber. Er liegt wie schlafend auf der grauen Bespannung. Eine Hand baumelt schlaff herunter. Das Fernglas hängt noch um seinen Hals. Auch das ist blutverschmiert.

«Herzschuss», murmelt einer der Sanitäter. «Er hat nichts mehr gespürt.»

Der Gefreite Vesper wird später herangebracht. Kopfschuss. Kleinert hat eine MP-Garbe durch die Brust bekommen. Alle drei Toten finden unter einem Baum ihre letzte Ruhe, und die Stimme des Hauptmanns klingt bewegt, als er von seinen Getreuen Abschied nimmt.

«Stillgestanden!» ruft er dann.

Dreissig Sekunden dauert das stumme und letzte Grüssen der Kameraden; dann poltern die Erdschollen auf die toten Körper.

## 12

Immer stärker drückt der Gegner auf die deutsche Verteidigungsfront am Mjus. Die Stellungen sind kaum noch zu halten. Jeder Tag bringt neue Blutopfer, ohne dass es gelingt, den Russen Einhalt zu gebieten.

Das Bataillon muss die Stellungen räumen und zieht sich unter Zurücklassung einer «Auflanger-Kompanie» bis zur Höhe 237,4 zurück, um von dort aus die Abwehrkämpfe fortzusetzen.

In diesen turbulenten Tagen geschieht es auch, dass dem Unteroffizier Josef Brosik die schon seit Langem fällige Ehrung zuteil und er im Dienstanzug zum Antreten befohlen wird. Er empfängt das Sturmabzeichen, das Verwundetenabzeichen und das EK II.

«Halten Sie sich weiterhin so wacker», sagt der Kommandeur, und dann noch etliches, was Brosik in strammer Haltung zur Kenntnis nimmt, ohne dass ihm die erwiesene Ehrung besonders nahe geht. Er nimmt sie hin, bedankt sich und geht wieder hinaus. Hernach, als alles vorüber ist, sagt Hauptmann Schramm noch im Tone eines glücklichen Vaters:

«Brosik, ich wünsche mir, dass wir noch lange beisammenbleiben können.» Es klingt herzlich und ehrlich, denn Hauptmann Schramm weiss, dass dieser Brosik viel besser ist, als es damals von Hauptmann Rudolph behauptet wurde.

«An mir soil's nicht liegen, Herr Hauptmann», erwidert Brosik. Mehr kann er nicht sagen, da eine Granate heranzischt



und dicht hinter dem Gefechtsstand in die Erde haut. Nein, an Brosik liegt es bestimmt nicht, sondern in der Hand jener Macht, die ihn bisher vor dem bewahrt hat, was vielen anderen zuvor in mehr oder weniger grauenhafter Weise zuteilwurde: der Soldatentod, von dem keiner mehr sagt – wie er es in der Schule lernte –, dass er süß und ehrenvoll sei. Nein, brutal und gemein ist er.

Der Einschlag verraucht. Chef und Melder schauen sich an.

«Sie brauchten eigentlich gar nicht mehr dabei zu sein, Brosik», bemerkt der Hauptmann. «Hätten Sie damals die Versetzungschance angenommen, wären Sie jetzt vielleicht an einem ruhigeren Ort. – Übrigens», fügt er rasch hinzu, «Sie haben noch immer Ihren Urlaub gut. Ich könnte mich sofort entschliessen, den Schein zu unterschreiben.»

«In sechs Wochen möchte ich gern daheim sein», sagt Brosik, und als der Hauptmann fragend schaut: «Da habe ich meinen Hochzeitstag ... am 24. September, Herr Hauptmann.»

Schramm nickt und murmelt: «Werde es mir merken und den Fahrschein rechtzeitig genug unterschreiben, Brosik.»

Aus diesen und weiteren Äusserungen mehr geht immer wieder hervor, wie sehr sich Chef und Melder miteinander verbunden fühlen. Schramm ist schon längst dahinter gekommen, dass Brosik nicht nur ein prächtiger Kamerad, sondern auch ein verantwortungsbewusster Soldat ist. Wer sollte Brosiks Stelle einnehmen, wenn er ginge? Wer versteht es so gut wie er, Gefangene zu vernehmen oder sonst wie für die Bataillonführung oder die Kameraden in den vordersten Schützenlöchern zu sorgen? Es ist keiner da, der dies tun könnte. Und das weiss auch

Brosik. Deshalb bleibt er, bleibt, weil er sieht, dass die Stunden am Mjus immer schwerer werden.

Südöstlich von Tschistjakowo soll eine SS-Division schwere Verluste erlitten haben. Der Gegner, aus Diakowo vordrängend, hat drei von den vier «Königstigern» erbeutet, und damit ist die Abwehrkraft der SS-Truppen geschwächt worden. Nun wird alles, was nur greifbar ist, in diese entstandene Frontlücke geworfen. Auch das erste Bataillon wird im Zuge dieser eiligen Massnahme zu einem raschen Abmarsch nach Tschistjakowo befohlen, bekommt zur vierten noch die zehnte Kompanie hinzustellen und wird auf Lkw verladen.

Immer wenn Lkw ankommen, weiss der Soldat, dass es irgendwo brennt und eilig geworden ist, den Kopf hinzuhalten. So sind sich alle wieder einmal völlig klar darüber, dass, wie Brosik sagt, eine neue Sch... bevorsteht.

Bei Tschistjakowo verläuft die HKL über die Höhe 191,4 hinweg. Der neue Gefechtsstand wird auf der Höhe 166,6 eingerichtet, und so hat man einen weiten Überblick über das Vorfeld, hinter dem der Bergrücken beginnt, den der Gegner besetzt hält. Die HKL fällt steil ab, und als das Regiment 580 die Stellungen bezieht, liegen draussen haufenweise gefallene Rotarmisten. Sie verwesen in der Hitze. Ein unerträglicher Gestank liegt über dem Frontabschnitt und würgt im Halse. Kein Essen schmeckt mehr. Nachts, wenn der Wind über das Vorfeld herüberstreicht, ist es vor Pestilenz kaum auszuhalten.

Eine kleine Quelle ist in der Karte eingezeichnet, obzwar das Wasser so gut wie ungeniessbar ist, denn das Wasser «blüht» und riecht faulig. Nur nachts kann man dort Wasser holen. Man muss es abkochen, um es geniessbar zu machen. Die Soldaten leiden Durst und müssen mit einer Feldflasche voll dünnen Kaffees auskommen, der nach Einbruch der Dunkelheit

empfangen werden kann und den ganzen Tag lang ausreichen muss.

Nur knapp fünfhundert Meter hinter dem Gefechtsstand liegt der Verbandsplatz. Dr. Klein muss oft im Liegen arbeiten, weil der Gegner ständig Granaten herüberschickt. Hier wimmern die Verwundeten um einen Trunk, ohne dass der Durst gestillt werden kann. Eine Feldküche für den ganzen Kampfabschnitt reicht ja nicht aus, um die vielen lechzenden Kehlen zu versorgen. Die Fahrer der Sankas leisten Wahre Heldentaten, wenn sie Verwundete abholen und, von wohl gezielten Granaten verfolgt, ins Hinterland rasen, um die blutige, oftmals vor Schmerzen brüllende Fracht in Sicherheit zu bringen.

Die Lage ist wirr. Niemand weiss genau, wer zu wem gehört.

«Zum Donnerwetter, wer befiehlt hier eigentlich?», braust Hauptmann Schramm auf, als er einen Befehl von einem Panzergrenadier-Regiment erhält. «Da kennt sich ja kein Schwein mehr aus!»

Ab und zu bringt man ein paar Gefangene ein. Der Gegner wagt sich nämlich oft bis auf zehn Meter Grabenentfernung heran und wirft die Handgranaten in die Stellungen. Keinen Blick darf man vom Vorfeld lassen, keine Sekunde einschlafen, weil man sonst die Russen am Hals hat.

Es ist die Hölle im doppelten Sinne: tagsüber Hitze und der wahnsinnige Beschuss, nachts die Mücken und der heranschleichende Feind, der seine Handgranaten in die Gräben und Deckungslöcher wirft.

Wieder steht ein Gefangener vor Brosik. Der Russe trägt Schuhe mit dicken Krepptsohlen, grüne Tarnjacke und gleichfarbige Überfallhosen. Amerikanische Ausrüstung! Es macht sich also schon bemerkbar, dass Amerika über Murmansk den

ohnedies schon starken Bundesgenossen unterstützt und mit allem versorgt, was er braucht.

Der Gefangene schaut sich ängstlich um. «Was guckst du so?», fragt ihn Brosik.

«Ihr hängt mich doch auf», sagt der Russe, «ich sehe aber keine Bäume.»

«Aufhängen? Wer hat dir gesagt, dass wir dich aufhängen?»

«Der Politruk hat es gesagt. Ihr habt ja keine Munition mehr zum Erschiessen, und deshalb hängt ihr alle Gefangenen auf.»

Der Gefangene ist vom vierten Gardeschützen-Regiment und kann es nicht glauben, dass die Deutschen noch Munition haben; denn man sagte ihm, die «Fritzen» sammelten die Munition von der Strasse auf. Das weitere Verhör ergibt dann aber, dass der Gegner die Witzfigur des deutschen «Kohlenklau» für propagandistische Zwecke benützt hat und den Soldaten die Überzeugung ins Herz legte, die Deutschen müssten bereits ihre Patronen und Granaten von der Strasse aufsammeln.

Immerhin aber weiss man jetzt auf deutscher Seite, dass die Russen von Amerika versorgt werden und deshalb so mächtig gegen die Front drücken. Kaum ist der Gefangene weggebracht worden, wird der linke Flügel angegriffen – dort, wo die Quelle liegt. Es geht seit Tagen schon um dieses übelriechende Gerinnsel. Auch der Gegner braucht Wasser, und deshalb versucht er, die Quelle zu bekommen.

Die Steppe brennt. Das ist das Zeichen, dass die Russen nicht mehr mit Artillerie schiessen sollen, weil die Eigenen dort sind. Man hört das Hämmern von MG-Stössen. Kurze, scharfe Detonationen bellen in unregelmässigen Abständen. Handgranaten.

Bei der Quelle liegt nur ein halber Pionierzug und schießt,

was das Zeug hält. Die brennende Steppe entwickelt beissenden Rauch, der sich über den Kampfplatz legt und die Augen tränen lässt.

«Wir müssen sofort hin», sagt Hauptmann Schramm. «Wir müssen die Quelle halten!»

Mit fünf Meldern eilt der Hauptmann los.

«Dort sind sie!», schreit er. «Geben wir's ihnen! Drauf auf sie!»

Die Maschinenpistolen prasseln. Ein leichtes MG beginnt zu knattern. Es hört sich an, als greife eine ganze Kompanie an. Und schon sieht man die Russen Fersengeld geben. Sie verschwinden im Rauch des schwelenden Feuers. Die Quelle ist wieder gesäubert.

Brosik schöpft aus dem Loch und riecht das Wasser.

«Nee», sagt er, «da lieber verdursten. Stinkt wie Jauche.»

«Ich halt es nicht mehr aus», sagt Kilian, «ich sauf 's und wenn's mich zerreisst.»

Er holt ein Päckchen «Sinaico» aus der Tasche, schüttet es in die Feldflasche, lässt Wasser hineinlaufen und trinkt, indem er sich mit Daumen und Zeigefinger die Nase zuhält.

«Ich kann mich beherrschen», sagt einer der Melder. «Möcht mir nicht den Typhus an den Hals saufen. Pfui Teufel!»

Nach Rückkehr zum Gefechtsstand melden sich zwei Offiziere. Leutnant Malo von der Artillerie und ein Leutnant Wenig, der mit vier Sturmgeschützen angekommen ist.

Brosik unterdrückt mit Mühe einen Lacher.

«Ich weiss schon, warum Sie feixen», sagt der Artillerieleutnant. «Malo ist russisch und heisst so viel wie wenig, und Wenig heisst mein Kamerad von den Sturmgeschützen.»

«So ist es», lächelt der schlanke Leutnant. «Solange wir beide zusammenarbeiten, wird es also immer etwas zu lachen geben.»

Auch der Hauptmann sagt erheitert: «Meine Herren, Sie haben uns mehr gebracht als wenig. Wir brauchen Artillerie und Sturmgeschütze, es trifft sich also ausgezeichnet.»

«Ich habe leider nur wenig ...», der Leutnant Wenig grinst – «Munition.»

«Die kann ich Ihnen abgeben», sagt Leutnant Malo.

Der Hauptmann lacht, dass ihm die Tränen aus den Augen kollern.

«Grossartig! Ich freue mich über so viel ‚Wenig‘, meine Herren! Auf gute Zusammenarbeit also.»

Die Hitze ist schrecklich. Unbarmherzig brennt die Sonne auf das dörrende Land nieder. Nachts, wenn die Feldküche kommt, wird nur dünne Suppe ausgegeben, möglichst wenig gesalzen, um den Durst nicht noch mehr zu verstärken.

«Mensch, bleib mir bloss mit der Plörre vom Leibe», meutert einer der Soldaten. «Schaff Bier her, verdammt! Meinetwegen auch Wasser, aber klares!»

Der halbe Pionierzug, der die Quelle halten soll, muss sich in dieser Nacht zurückziehen, weil die Russen einen wahnsinnigen Feuerzauber hinlegen.

«Verfluchte Schweinerei!», schreit Hauptmann Schramm, als er die Aufgabe der Quelle erfährt. «Das gibt es nicht! Wir müssen sie wiederhaben! Brosik, holen Sie mir den Pi-Leutnant her! Ich rufe inzwischen die Sturmgeschütze an!»

Brosik wetzt los. Als er die Mulde erreicht, in der die Pioniere liegen, schießt der Russe aus der Flanke; er beherrscht die ganze Mulde. Brosik frisst sich schier in die staubige Erde

hinein und wartet auf das Ende. Es winselt in allen Tonarten um den Kopf, pfeift in den Boden, lässt Dreck aufspritzen, sirrt als Querschläger davon. Ausgeschlossen, sich jetzt rühren zu dürfen, auch die Pioniere liegen in voller Deckung und wagen es nicht, den Kopf zu heben.

Diesmal ist es aus, denkt Brosik. Hier komm ich nicht mehr raus. Aus. Leb wohl, du schöne Welt!

Die Russen arbeiten sich auf die Tour «Schiess du, ich springe!» heran. Kommen immer näher. Gleich werden Handgranaten geflogen kommen. Brosik erwartet sie in jeder Sekunde.

Da brummt etwas hinter der Höhe herauf. Gleich darauf belen die hellen Abschüsse einiger Panzerkanonen. Geschrei bricht los. Über den Hang herab stieben und poltern die Sturmgeschütze. Hinter ihnen geht eine Vierlingsflak in Stellung.

Leutnant Malo und Leutnant Wenig sind da. Es gibt nichts Schrecklicheres im Einsatz als eine Vierlingsflak, die auf fliehende Menschen schießt. Sie mäht von der Flanke her in die zurücklaufenden Russen hinein, hinterher jagen die deutschen Sturmgeschütze.

Im Nu ist die Lage geklärt. Die Pioniere rappeln sich hoch und laufen wieder zur Quelle zurück.

«Ihr seid zur rechten Zeit gekommen», sagen sie zu den Sturmgeschützfahrern.

«Ja», lachen die, «wo wir sind, wird Rabatz gemacht.»

Rabatz gibt es jetzt, das ist nicht abzustreiten. Seit der Gegner weiss, dass Sturmgeschütze und Vierlingsflak da sind, ist er vorsichtiger geworden. Die «Wanzen», wie man die Sturmgeschütze nennt, säubern die Frontstellen, sind schnell dort, wo es brenzlich wird. Man müsste tausend solcher Sturmgeschütze haben, dann sähe es anders aus an der Mjusfront! Aber es sind

ja nur vier Stück. Eines Tages werden sie als verkohlte Wracks im Gelände liegen, tot die Besatzung, zusammengeschossen oder zu Asche geworden.

In Pawlowka geht alles drunter und drüber. Sämtliche Wege sind mit Fahrzeugen verstopft. Brosik, auf dem Weg zum Regiment, wird mutlos, als er das Durcheinander sieht; er soll Verstärkung für die Front holen. Nur Trossfahrzeuge sind zu sehen. Keine Geschütze, kein einziger Panzer.

Der neue Regimentskommandeur ist ein Oberstleutnant.

«Wir brauchen Verstärkung, Herr Oberstleutnant», sagt Brosik. «Ich soll Sie im Namen meines Kommandeurs, Herrn Hauptmann Schramm, darum bitten.»

Der Oberstleutnant zuckt die Schultern.

«Ich habe nichts. Sie sehen ja selbst, wie es hier zugeht. Jessaulowka ist seit gestern von den Sowjets besetzt. Wir müssen zurück. Sagen Sie Ihrem Kommandeur, dass wir Pawlowka räumen, sonst geraten wir in einen Kessel, aus dem wir nicht mehr herauskommen.»

«Ja, aber ...»

«Gehen Sie jetzt, ich habe keine Zeit.» Der Oberstleutnant lässt Brosik stehen.

Der wendet sich ab und geht mit gesenktem Kopf davon. So sieht es also aus: Rückzug. Wieder Rückzug. Alles umsonst gewesen. Auch die vier Sturmgeschütze können die Niederlage nicht mehr aufhalten. Die Division, das Regiment ist wieder von allen Seiten umklammert.

Der Fahrer wartet.

«Zurück zur Front», sagt Brosik müde und steigt in den Kübelwagen.



«Zu welcher denn?», höhnt Maxe, der Obergefreite. «Hier is ja überall Front. Vorne, hinten, links und rechts. Nur da oben ...», er deutet mit dem Kinn zum Himmel – «ist noch Platz für uns Suppenhühner.»

«Zu unserer Front, du Trottel!», blökt Brosik Maxe an.

«Hö, hö», macht der, «dich hat's wohl auch schon erwischt?»

Sie fahren los. Zurück durch das Gedränge auf der schmalen Strasse, über Feldwege und verbrannte Grasflächen. Hinter der ockerfarbenen Höhe kichern ein paar MG-Stösse. Weit drüben wummern schwere Abschüsse.

Leutnant Louis, der Führer der vierten Kompanie, kommt Brosik entgegen.

«Was ist los? Kriegen wir Verstärkung, Brosik?»

Brosik schüttelt den Kopf.

«Mist, verdammter», knurrt Leutnant Louis. «Ich verliere bald die Lust an dem Saubetrieb hier, wirklich!» Er spuckt aus.

«Wo ist Herr Hauptmann Schramm?», fragt Brosik.

Louis sagt, dass er mit ein paar Leuten nach vorn gegangen sei, um eine «Schweinerei» zu beseitigen.

Der gute Hauptmann Schramm! Tut noch immer seine Pflicht, während hinten alles auseinanderfällt. Der Mann, der damals beim «Im Gleichschritt – marsch» auf den Hintern fiel, der wortlos aufstand und sich den Schnee vom Mantel klopfte, er tut noch seine Pflicht, ist vorne, um eine «Schweinerei» zu beseitigen, während ein paar Kilometer zurück alles abhaut!

«Wenn es die Kumpels erfahren», sagt Brosik zu Leutnant Louis, «schmeissen die alles hin und türmen.»

«Vielleicht wär's das Beste», murmelt der Leutnant.

Eine Granate heult über ihre Köpfe hinweg dorthin, woher Brosik gekommen ist. Die beiden ziehen nur ein wenig die

Köpfe ein, schauen sich dann an und gehen auf den Gefechtsstand zu.

Eine Viertelstunde später kommt Hauptmann Schramm zurück. Er geht mit gesenktem Kopf und hält ein Fernglas am Halsriemen in der Hand; es baumelt beim Gehen hin und her.

«Ah, Brosik, Sie sind zurück», sagt er müde und setzt sich auf einen Grasbüschel, schiebt den Stahlhelm ins Genick und presst die Finger in die Augenhöhlen.

«Was gibt es, Herr Hauptmann?», fragt Brosik leise.

«Leutnant Holtmeyer ist gefallen, Feldwebel Becker auch.» Das Fernglas fällt zu Boden; es ist mit Blut beschmiert – jenes Fernglas, das schon einer getragen hat, der nicht mehr ist. Leutnant Göbel.

Brosik erstattet Bericht von dem, was er in Pawlowka gesagt bekommen hat.

Der Hauptmann nickt stumm, sucht in den Taschen nach seiner Tabakpfeife und murmelt:

«Danke, Brosik ... danke.»

Das Bataillon muss noch bleiben, um den Rückzug des Regiments zu decken. Pausenlos greift der Gegner an – jener Gegner, der schon in Jessaulowka dem Bataillon gegenüberlag: die 690er. Ein mutiges, ein starkes Feindregiment.

Zwei Sturmgeschütze sind ausgefallen. Brosik ist bei einem Abwehrgefecht an der Schulter verwundet worden. Als der Sanier ihm sagt, dass er «abhauen» soll, schüttelt Brosik den Kopf.

«Los, bind das Ding zu, und geh zu Heine hinüber, der wimmert ja gotterbärmlich.»

Der Grenadier Heine hat einen Bauchschuss und wälzt sich auf der blutbeschmierten Bahre hin und her:

«Ich halt's nicht mehr aus ... ich halt's nicht mehr aus!

Ich verbrenn! Gebt mir doch meine Pistole! Bitte ... bitte ...  
die Pistole!»

Bevor der Sanka kommt, hat Heine ausgelitten und findet hinter dem Hang seine letzte Ruhe.

Inzwischen ist es Nacht geworden. Der Wind hat sich gedreht und bringt den penetranten Verwesungsgestank heran.

«s gibt schlechtes Wetter», sagt jemand. «Immer wenn's stinkt, gibt's schlechtes Wetter.»

«Bei euch daheim müssen viele Misthaufen sein, was? Ihr braucht gar kein Barometer, wie?»

«Du kannst mich mal, weisst du», lautet die Antwort.

Unter den Leuten herrscht eine gereizte Stimmung. Sie wissen, dass sie hier wieder einmal die Letzten der Letzten sind.

Hinter dem Gefechtsstand steht eine lange Gestalt und starrt düster in die Gegend. Es ist Leutnant Vogel. Vorhin ist er von einem Erkundungsgang zurückgekommen und hat drei Leute verloren. Hauptmann Schramm hat kein Wort gesagt, nur genickt.

Langsam setzt sich der Leutnant in Bewegung und geht auf einen abgeschossenen Baumstumpf zu – vielleicht, um ein Geschäft zu verrichten.

Brosik schaut ihm nach.

Plötzlich bleibt der Leutnant stehen, reisst die MP von der Schulter und schießt auf den schwarz verkohlten Baumstumpf. Schiesst und schießt, kniet jetzt und schiebt ein neues Magazin ein.

Schramm kommt aus dem Gefechtsstand gelaufen. Brosik rennt zu Vogel hin und packt ihn an der Schulter.

«Was ist denn los, Herr Leutnant?»

«Rotz dich hin!», schreit dieser. «Dort sitzen welche!»

Die MP prasselt. Und noch einmal.

«Dort sitzen welche ... dort!» Und wieder schießt Leutnant Vogel auf den Baumstumpf, hinter dem er Gegner zu sehen meint. «Dort sitzen welche ... !»

Brosik ringt dem Irren die MP aus den Händen. Vogel wehrt sich, beisst und kratzt, schreit in wilden Tönen. Erst als der Sanitätsfeldwebel und Hauptmann Schramm herzureilen, gelingt es, ihn zu überwältigen.

Der Sani jagt ihm eine Morphiumsspritze ins Fleisch. Ein paar Minuten später ist Leutnant Vogel eingeschlafen. Er soll schlafen, bis der Sanka kommt. Aber der kommt nicht, weil der Zufahrtsweg unter starkem Beschuss liegt.

Um vier Uhr morgens ist der Platz leer, auf dem Leutnant Vogel gelegen hat. Vogel ist und bleibt verschwunden. Vielleicht hat sich ein Granatsplitter seiner erbarmt, als er ohne Verstand davonlief ...

Die Frontstelle bei Tschistjakowo wird von knapp dreissig Mann und zwei Sturmgeschützen gehalten. Hinter dem Gefechtsstand liegen die Verwundeten und warten auf den Abtransport, der nicht kommen will. Der Nachtwind trägt den Geruch des Vergehens heran und gemahnt an das Ende aller Dinge. Wann kommt es denn endlich? Wann? Was Menschen in Uniform nur aushalten können, ist ihnen aufgebürdet worden. Hunger, Durst, brennende Wunden, Hoffnungslosigkeit und stille Verzweiflung.

Auch Brosik blutet, doch er sagt kein Wort. Solange der Verband noch weiss ist, geht es ja – nur wenn er sich rot färbt, dann will es ihm vorkommen, als würde er nie wieder die Heimat erreichen.

Das Regiment hat angerufen. Hauptmann Schramm hält den Hörer ans Ohr und sagt eben:

«Ich kann keine Verantwortung mehr übernehmen, Herr Oberstleutnant – es ist ausgeschlossen, mit so wenig Leuten die

Front zu halten. Bitte gehorsamst, mich abmelden zu dürfen ...  
Jawohl, Herr Oberstleutnant – abmelden! – Ende!»

Schramm murmelt einen Fluch und wendet sich an Brosik, der neben ihm sitzt.

«Wie geht es Ihnen?»

«Nicht besser als uns allen, Herr Hauptmann. Was machen wir jetzt? Türmen?»

«Wir setzen uns ab», lächelt der Hauptmann. «Das klingt besser, Brosik. Absetzen! Wir warten nur noch den Sanka ab, der die Verwundeten übernehmen soll.»

«Wenn er noch kommt.»

Der Sanka, von dem die Rede ist, ist wohl unterwegs. Aber da stellt sich ihm plötzlich ein Haufen Soldaten entgegen. Ein paar sind verwundet und müssen getragen werden.

«Los! Anhalten, verdammt! Umkehren!»

«Geht weg!», schreit der Fahrer aus dem Fenster. «Ich muss von vorn Verwundete abholen!»

«Sind wir etwa nicht verwundet, ha? Ist das nischt? Los, dreh die Karre um, sonst machen wir dir ein Feuer unterm Arsch! Willst doch bloss die Lamettahengste abholen!»

Einer hat sogar eine 08 in der Faust und droht damit. Also muss sich der Fahrer fügen, den Sanka umdrehen und den meuernden Haufen Soldaten nach Pawlowka zurückkarren.

Disziplin, Anstand, Gefühl, alles bricht auseinander. Nur das eigene Ich muss in Sicherheit gebracht werden, das bisschen Leben, an dem man plötzlich fanatisch hängt und das man nicht verlieren will. Die Zahl derer, die noch Kamerad und Mensch bleiben, ist gering. Der Fahrer des Sankas, der Obergefreite Emil Schürmann, gehört zu diesen wenigen, denen Kameradschaft noch etwas gilt. Zweimal lädt er hinkende, flu-

chende, bettelnde Soldaten auf und fährt sie nach Pawlowka zurück, wo sie sich dem grossen Rückzugstreck anschliessen können, und dann prescht der Wagen mit dem aufgemalten roten Kreuz auf weissem Grund über die staubige Strasse, von ihr runter auf den holprigen Feldweg und jagt querfeldein, sich einen Teufel um die Einschlüge kümmernd, zur Höhe 166,6.

Die Letzten der Letzten werden geholt. Das Bataillon löst sich vom Feind; nur die beiden Sturmgeschütze bleiben noch als Sicherung zurück, wenden sich aber ab, als die Kameraden fort sind, und kehren den verlassenen Gräben den Rücken, um sich selbst in Sicherheit zu bringen.

Das Kapitel bei Tschistjakowo ist ebenso unrühmlich zu Ende gegangen wie die anderen vorher, und es werden noch viele hoffnungslose Kämpfe ausgefochten werden, ehe das bittere und vom Schicksal bestimmte Ende naht.

## 13

Das Grossdeutsche Reich, das «tausendjährige», es ist von Feinden umstellt. Die Fronten biegen sich nach innen. Im Osten wird immer mehr Boden verloren, und das Heer der Geschlagenen zieht sich in jene Richtung zurück, aus der er einst als züversichtlicher Eroberer und Sieger gekommen ist.

Ein Zeitbogen von acht Monaten spannt sich über die kriegerischen Geschehnisse; man schreibt das Frühjahr 1944, als die Kämpfe im Osten schier im Schlamm des Mütterchens Russland ersticken.

Das Regiment 580 weicht noch immer vor der massierten Stärke des Gegners zurück und wühlt sich durch den Morast eines viel zu früh gekommenen Winterendes. Im Rücken der abgekämpften Grenadiere liegen die blutigen Stationen von Nikopol und vieler anderer Ortsnamen, um die sich die Toten häufen wie Maulwurfshügel auf einer Frühjahrsweise.

Seit Februar ist Brosik wieder beim Bataillon, im Herzen eine zärtliche Erinnerung an daheim und zugleich mit jenem Groll beladen, den er sich in der heimatlichen Garnison an den Hals geärgert hat. Etappenzeit. Nein, da schon lieber an der Front sein, im Dreck, im verlausten Quartier, als sich von einem feisten oder arroganten Etappenhengst die HDV erklären oder anpöbeln zu lassen!

Nun ist er wieder da, der Unteroffizier Josef Brosik, nun wartet er durch Russlands Schlamm und sucht wieder den «Mali Partisan» im Hemd, den lieben alten Blutsauger und Schmarot-

zer, der ihm lieber ist als der Herr Oberleutnant Soundso in der Genesungskompanie.

Das Wiedersehen mit «Major» Schramm ist ebenso herzlich und aufrichtig glücklich wie mit den wenigen noch beim Bataillon verbliebenen Kameraden. Der Herr Major sitzt mit dem Unteroffizier zusammen und trinkt mit ihm aus einer Flasche.

«Wie war's daheim?»

«Daheim – schön, Herr Major, wie soil's anders sein. Aber das, was nachher kam, das hängt mir, mit Verlaub gesagt, zum Hals raus. Was da alles in den Garnisonen herumsitzt! Ich kann Ihnen nur sagen: Kroppezeug, Herr Major. Man frisst sich auf unsere Kosten satt.»

Das Gespräch ist offen und rückhaltlos. Major Schramm nickt zu allem. Weiss er doch selbst, wie es daheim aussieht und wer es ist, der sich auf Kosten des Frontschweines das Fell sauber hält. «Wissen Sie das Neueste», sagte Schramm, nachdem ausgiebig über die Zustände in den Heimatgarnisonen geschimpft wurde. «General Brauchitsch ist wieder in die Armee berufen worden. Klarer Fall, dass der Dnjepr als Front ausgebaut wird. OT-Männer sollen sogar schon Bunker bauen!»

«Wie lange wohl, Herr Major? Ich glaub nicht mehr viel – nur das, was ich selbst erlebe. Und das ist ein Rückzug von Ost nach West.»

Major Schramm nickt wieder, wie er immer nur nickt, wenn man eine Tatsache erkannt hat.

«Und schlägt der Arsch auch Falten», sagt er dann, «wir bleiben doch die Alten. Prost darauf, Brosik!»

Das Dorf liegt hinter dem Ingol, ein fürchterlich verschlammtes Nest, das man ganz und gar auf Pfähle stellen müsste, um es trocken zu halten.



Heute ist es wie verhext, ein Befehl jagt den anderen, die Melder kommen nicht zur Ruhe. Die Russen wollen ins Dorf herein, ehe es den «Fritzen» gelingt, die Brücke über den Ingolez, einen Nebenfluss des Ingol, zu sprengen. Diese Brücke ist der einzige Rückzugsweg des Bataillons.

Der Kampf geht bald um jedes Haus, um jede Hecke, jede Mauer. Die Russen rücken mit aufgepflanztem Seitengewehr heran. Mann gegen Mann wird gekämpft. Schüsse patschen. Da und dort sinkt einer in den Schlamm und steht nicht mehr auf.

Seit Brosik sich auf der Höhe 166,6 mit dem Löffel und dem Kochgeschirrdeckel das Deckungsloch graben musste, trägt er einen Spaten am Koppel, scharf geschliffen, für mehrere Zwecke geeignet: Holzhacken, Schädelspalten oder dergleichen Dinge. Jeder kämpft, egal ob Grenadier oder Offizier.

Nach wildem Hin und Her ist der Russe wieder abgedrängt. Die Soldaten beziehen ihre Erd- und Schlammlöcher und decken den Abzug der Kameraden.

Seit er beim Bataillon wieder als Melderstaffelführer tätig ist, hat Brosik ein Reitpferd. Noch ein paar Melder sind beritten und bringen auf diese Weise die Befehle weiter. Brosik geht aber lieber zu Fuss, weil man auf den mehr oder weniger schönen Zossen kalte Füße bekommt.

Die Soldaten in den vordersten Grabenstellungen sollen zurückgerufen werden. Eile tut Not! Brosik prescht durch das Dorf, dass der Schlamm spritzt. Zur Brücke muss er, die noch von den Kameraden verteidigt wird.

Jemand winkt Brosik zu; es ist der «Einweiser»; er liegt in einem Deckungsloch und hat bereits die Sprengung der Brücke vorbereitet.

«Hier», sagt der Pionier, «man braucht nur an dem Draht zu ziehen, dann fliegt der ganze Krempel in die Luft.»

«Wir müssen noch warten, bis die Kompanie rüber ist», sagt Brosik.

Drüben tackert MG-Feuer. Dazwischen patscht Einzelfeuer. Es regnet nieselartig, und ein grauer Schleier hängt über Brücke und Fluss.

Brosik wartet an der Seite eines dreckverschmierten, kaum noch als Offizier erkenntlichen Hauptmanns.

«Hoffentlich kommt die Kompanie bald.»

«Vielleicht ist sie schon durch den Fluss», sagt Brosik und fröstelt bei dem Gedanken, dass die armen Kerle durch das eiskalte Wasser schwimmen müssten und dann die nassen Klammotten am Leibe haben, die man nirgendwo trocknen kann!

Von der Kompanie ist nichts zu sehen. Dafür tauchen die ersten Russen am jenseitigen Ende der Holzbrücke auf. Sie sind noch vorsichtig und halten Umschau. Sobald sie sich auf die Brücke wagen, wird Brosik den Zünder ziehen und sprengen.

Sie warten und ducken sich in ihren Löchern. Noch sind sie nicht gesehen worden. Die ersten Russen betreten die Brücke. Es folgen noch mehr.

Brosik lässt etwa ein Dutzend die Brücke betreten, und als sie ungefähr die Mitte erreicht haben, zieht er an dem Draht. Ein ohrenbetäubender Knall. Balken, Bretter, Menschenleiber fliegen durch die Luft. Die Brücke ist nicht mehr.

«Jetzt nischt wie weg», sagt der Hauptmann.

Die Verwirrung des Feindes ausnützend, springen die beiden auf und rennen geduckt zu den Häusern zurück. Der Hauptmann ist verschwunden. Man hört rasendes Pferdegetrappel. Jetzt hat Brosik auch seinen wartenden Zossen erreicht und will sich in den Sattel schwingen.

Da ruft jemand von der Strasse her. «Hilfe, Kamerad! Lasst mich doch nicht liegen ...! Helft mir doch!»

Brosik läuft um das Hauseck und schaut die Strasse entlang, an deren Ende die gesprengte Brücke im Fluss hängt. Zwei Kameraden liegen im Schlamm; der eine hebt den Kopf und winkt matt. «Kamerad ... hilf mir! Lass mich nicht hier ... bitte!»

Brosik zögert. Wenn er jetzt auf die Strasse tritt, wird er todsicher von den drüben stehenden Sowjets abgeschossen. Sie warten auf die Pioniere, die die Brücke herrichten sollen. Ein paar Schüsse krachen, und die blauen Bohnen winseln die Strasse entlang.

«Hilfe ... Hilfe ...», jammert der Verwundete im Schlamm und wälzt sich auf die Seite, kaum noch als Mensch zu erkennen.

Was soll ich machen?, denkt Brosik. Soll ich zu den armen Kerlen laufen und mir selber eins aufbrennen lassen? Und das passiert mir! Todsicher! – Aber wie war's doch auf der Höhe 166,6? Da lag doch auch Dr. Klein und verband die wimmern-den Kameraden, während die Granaten ringsum platzten! Soll man jetzt feige sein? Soll man Mensch sein und zu helfen versuchen?

Da geht Brosik aus der Deckung des Hauseckes heraus. Aufgerichtet, langsam, den Blick auf das Schlamm Bündel gerichtet, geht er auf den Verwundeten zu.

Drüben auf der anderen Flussseite stehen die Sowjets und schauen herüber. Noch fällt kein Schuss. Brosik bückt sich nach dem ersten Verwundeten, dreht ihn auf den Rücken. Tot. Aber der andere lebt und versucht, den Kopf zu heben.

«Kamerad ... Kamerad ...» Eine schlammbedeckte Hand spreizt ihm sich an einem vorgestreckten Arm entgegen. «Hilf mir ... Nicht liegen lassen, bitte ...!»

Der Soldat hat ein zerschossenes Bein; er kann nicht laufen. Brosik muss ihn tragen. Und drüben stehen die Russen, schauen herüber und – schießen nicht.

Brosik hebt den Verwundeten auf und trägt ihn hinter das Haus.

«Ich setz dich auf den Gaul», sagt Brosik. «Halte dich fest und fall nicht runter!»

Der Verwundete hängt schief im Sattel und klammert sich fest. Brosik versetzt dem Gaul einen Schlag auf die Hinterhand. Langsam zockelt das Pferd mit dem darauf hängenden Verwundeten davon.

Brosik will noch den toten Kameraden von der Strasse holen. Er soll nicht zu Mus zerfahren werden, wenn die anderen kommen, denn keiner nimmt sich Zeit, einen Toten aus dem Weg zu räumen.

Brosik wirft keinen Blick zu den sich ruhig verhaltenden Sowjets hinüber, als er die Schlammstrasse zum zweiten Mal betritt und den Toten aufhebt, ihn hinter das Haus trägt und niederlegt.

Brosik keucht und kauert mit geschlossenen Augen da. Dann faltet er die Hände. Beten kann er nicht. Nur die Hände falten und einen Augenblick an nichts denken. Doch dann blitzt ein Gedanke auf.

Die drüben, denen muss ich danken! Sie haben ja nicht geschossen ... sie wissen, wie es ist, wenn Kameraden im Dreck liegen und gerettet werden sollen.

Brosik steht auf. Langsam tritt er noch einmal auf die Strasse, hebt die Rechte und ruft zu den Sowjets hinüber:

«Spasibo!» Er legt grüssend die Hand an den Stahlhelrand.

«Paschol won!», ertönt es rau von drüben. «Geh weg!»

Kaum dass Brosik wieder hinter dem Haus ist, krachen auch schon die Schüsse von drüben.

Nur ein paar Augenblicke lang hat der Krieg den Atem angehalten. Jetzt brüllt er wieder.

Für diese Tat hat Brosik ein paar Tage später das EK I erhal-

ten und ist zugleich zum Feldwebel befördert worden.

Zurück, zurück, das ist die immer währende Parole. Mehr als fünfzehn Kilometer Tagesmarsch schaffen die erschöpften Soldaten nicht mehr, aber es gilt, aus einem «Sack» herauszukommen, der eine durchschnittliche Tiefe von etwa 45 Kilometer hat. An den Seitenwänden dieses «Sackes» sind SS-Einheiten, und nur deshalb gelingt es den Sowjets nicht, das Regiment 580 abzuwürgen. Zwar drängt der Iwan nicht nach, aber man muss raus! Das total verschlammte Wegmass von 45 Kilometern muss, muss, muss geschafft werden!

Pausenlos schlurfen die verdreckten Stiefel durch den Morast, schmatzen und knarren die schweren Muni-Karren, keuchen die das Letzte hergebenden Pferde.

«Los, ein Lied!», ruft ein Unentwegter. «Es zittern die morschen Knochen ... drei, vier ...»

Sie können nicht singen, sie krächzen nur noch. Und dann sind plötzlich die russischen Flieger da, werfen kleine Bomben in die auseinanderspritzenden Flihenden. Bordwaffen rasseln, Kugeln spritzen in den Schlamm. «Saniii ...!», gellet es von irgendwo. «Ich bin verwundet! Helft mir! Lasst mich nicht liegen!»

Brosik ist bei der Nachhut des Bataillons und sorgt, zusammen mit einem Stabsfeldwebel, dass keiner zurückbleibt. Die Soldaten sind zum Umfallen müde. Mancher hält sich am Muni-Karren fest, stapft durch den Schlamm und schläft im Gehen. «Los, macht weiter! Macht weiter! Wir sind bald da!»

«Wo denn, ha?»

«Bis zum Bug müssen wir, dann sind wir in Sicherheit.»

Zum Bug geht es also, und dort sollen neue Auffangstellun-

gen errichtet werden. Wie lange werden sie gehalten werden? Bestimmt nicht lange! Es sei denn, ein Wunder geschieht! Aber im Krieg gibt es keine Wunder, nur Tatsachen, und die sind hart! Unerbittlich hart!

Brosik kann plötzlich nicht mehr gehen. Ein wahnsinniger Schmerz zieht ihn in die Hocke nieder. Oberarzt Klein, seit Tagen selbst zu Fuss und nimmermüde für die Fusskranken und Verwundeten sorgend, beugt sich über den ächzenden Brosik.

«Muskelkrampf, mein Lieber», stellt der Oberarzt fest.

Eine Morphiumspritze stellt Brosik wieder auf die Beine. Zehn Minuten später fühlt er sich wie neugeboren und wird übermütig; ja, ja, jeder Soldat müsste eine Morphiuminjektion bekommen, um diese Qual des Marsches zu betäuben. Hunderttausende Morphiuminjektionen wären notwendig! Millionen!

Am Vormittag des nächsten Tages sehen sie von der Höhe aus den Fluss im Tal.

«Der Bug, der Bug! Wir haben es geschafft! Gott sei Dank!»

Es ist der Bug, und hier treffen von allen Seiten die Einheiten zusammen. Die SS-Truppen haben den trüben, Hochwasser führenden Fluss schon überschritten. Einheit um Einheit marschiert in loser Ordnung über die Brücke, nur das Regiment 580 soll einen etwa drei Kilometer grossen Brückenkopf bilden, bis die anderen drüben sind. Zwei Brücken, eine Eisenbahn- und eine Holzbrücke, sollen dann gesprengt werden.

Das sichernde Regiment 580 bezieht schon die von anderen Kommandos errichteten Stellungen. Wann der Gegner über den Ingolez marschieren kann, ist noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen; jedenfalls wird er so rasch wie möglich die Brücke schla-

gen und nachstossen. Er kann kommen. Es ist genug Munition da; sie wird ausreichen, um ihn eine Weile niederzuhalten!

Brosik spürt immer wieder den leise ziehenden Schmerz in der Hüfte – ein Schmerz, der sich auf die Beine hinzieht und, wie Doktor Klein meint – eine beginnende Nervenentzündung sein soll.

«Sobald Sie drüben sind», sagt der Oberarzt zu Brosik, «schicke ich Sie ins Lazarett. Sie sind nämlich ernstlich krank, mein Lieber.»

«Fühle mich gar nicht so», sagt Brosik. «Ein bisschen Ruhe, und die Sache ist wieder in Ordnung.»

«Ich habe Sie darauf aufmerksam gemacht, Brosik!» Der Oberarzt droht mit dem Finger. «Ins Lazarett müssen Sie! Basta!»

Fremde Einheiten marschieren pausenlos über die beiden Brücken, während das I./580. aus der Luft versorgt wird. Es sind Ju 52, die niedrig herandonnern und Versorgungsgüter abwerfen: Kisten mit Schokolade und Konservenbüchsen sinken an Fallschirmen nieder und müssen aus dem Dreck aufgesammelt werden. Mit weissen Leuchtkugeln wird angezeigt, wo man ab werfen soll. Inzwischen hat es sich herausgestellt, dass wohl Munition da ist, aber die falsche. Man braucht Gewehrmunition und Handgranaten. Die Jus werfen dann auch Munition ab, aber welche Enttäuschung! Es ist ausschliesslich 3,7-cm- und 7,5-cm-Munition, für die man hier keine Verwendung hat!

Eine Ju kurvt im Tiefflug über die Abwurfstelle hinweg.

Brosik und noch ein Soldat winken zu der Maschine hinauf und schwenken die Karabiner, winken mit den leeren Patronentaschen und bedeuten dem in der Abwurfluke stehenden Flie-

ger, was man hier notwendig braucht. Der Mann dort versteht sofort und winkt das Zeichen herab: «Ham wa nich! Leider!»

Die letzten Einheiten gehen über die Brücke, und jetzt erwartet man nur noch, dass die 6. Kompanie und eine weitere fehlende des Bataillons ankommen. Aber sie kommen nicht. Dafür ist der Gegner angerückt.

Die Grenadiere lassen ihn herankommen. Bis auf zwanzig Meter. Dann fliegen ihm «Blumen am Stiel» entgegen. Es kracht und tackert wieder. Erschrocken zieht sich der Gegner zurück und gräbt sich hundert Meter von den deutschen Stellungen entfernt ein.

Man spricht von der Stunde X. Das soll der Zeitpunkt sein, an dem man den Brückenkopf aufgibt und über den Bug setzen soll.

Die Stunde X. Sie will und will nicht kommen. Immer mehr schwere Waffen zieht der Gegner heran und hämmert auf den Brückenkopf los, dass einem Hören und Sehen vergeht. Keiner darf sich ohne Befehl absetzen!

Endlich! Um achtzehn Uhr kommt der Abmarschplan. Die 4. Kompanie soll um X Uhr sechsundvierzig Minuten abrücken; um X Uhr sechzig die nächste.

So löst sich das sichernde Bataillon in vollkommener Ordnung vom Feind. Immer dünner wird der zurückbleibende Schützenschleier, während vom anderen Ufer des Bugs eine Batterie Feldhaubitzen den Gegner täuscht und niederhält.

Nun kommen keine Versprengten mehr, und das Bataillon zieht sich über den Fluss zurück. Die Pioniere warten auf den letzten herüberkommenden Mann. Dann fliegt die Brücke mit Getöse in die Luft. Drüben hockt der Gegner und flucht, aber sofort nachzustossen, das wagt er nicht, da das Feuer vom anderen Flussufer konzentriert und heftig ist.



Das Bataillon ist vorläufig in Sicherheit. Man freut sich, den Bug überschritten zu haben. Die Freude aber ist gedämpft, denn drüben sind viele Kameraden geblieben, die nie mehr oder lange nicht mehr heimkommen werden: die Toten und Gefangenen.

Brosik hat wieder eine Morphiumsspritze bekommen müssen, weil er plötzlich nicht mehr gehen konnte.

«Zeit, dass Sie abgeschoben werden», sagt Dr. Klein und schreibt einen Zettel, den er dann aus dem Notizbuch reisst und Brosik gibt. «Hier. Sofort beim Regimentsarzt melden!» Es klingt befehlend. Dr. Klein weiss genau, was Brosik hat, und handelt jetzt. Der Kerl muss ja sofort weg, in Behandlung! Da gibt's kein Widerwort.

«Das ist ein Befehl, Brosik», sagt der Oberarzt und schaut in die seltsam glänzenden Augen des lazarettreifen Feldwebels.

«Heisst also so viel wie: Kehrt marsch! Richtung Heimat?»

Oberarzt Klein reicht Brosik die Hand. «Genau. Machen Sie's gut, Brosik.»

Brosik schluckt und denkt in diesem Augenblick an all das, was ihn mit Dr. Klein verbunden hat. Und das ist viel! Viel Leid und wenig Freud.

«Ich komme wieder, Herr Oberarzt», sagt Brosik, «verlassen Sie sich drauf – ich komme wieder!»

Auch Major Schramm schaut ein bisschen traurig aus der Uniform, als Brosik ihm die Hand reicht.

«Mein Junge», sagt er, und dann zieht er den frisch gebakenen Feldwebel in die Arme. «Alles Gute, mein Junge ... alles Gute.»

Brosik würgt es im Hals. «Vielleicht ... vielleicht ist's gar nicht so schlimm, Herr Major. Ich will bald wieder bei Ihnen sein ... bestimmt!»

«Gott mit Ihnen, Brosik. Gehen Sie jetzt. Der Sanka wartet schon.»

Brosik nimmt die Hacken zusammen, legt die schmutzige Hand an den Mützenrand.

«Feldwebel Brosik meldet sich ab, Herr Major. Ich wünsche Ihnen und dem Bataillon alles, alles Gute! Gott schütze euch!»

Der Major hat sich bereits abgewendet und starrt in den grauen Regentag hinaus. Ein hässlicher Tag, so leer und trist wie nicht gleich einer zuvor.

## 14

Um Brosik herum geschehen merkwürdige Dinge. Beim Regimentsarzt war er nur ganz kurz. Ein Blick, ein Zusammenkneifen der Augen, das war alles.

«Sie haben doch schon den Krankenzettel?», fragte der Arzt.

«Ja, einen Zettel aus dem Notizblock, unterschrieben von Herrn Oberarzt Klein.»

«Das genügt. Auf baldige Genesung, Feldweibel Brosik!»

«Danke, Herr Oberstabsarzt!»

Kein Händedruck, nichts. Auch der Sani, der draussen wartet und mit dem Brosik gut befreundet ist, tut so komisch. Die anderen Kranken und Verwundeten werden in Sankas zur Bahn gebracht, Brosik muss einen Panjewagen besteigen. Was soll das bedeuten, zum Kuckuck?!

Ein BVZ wird zusammengestellt und soll nach Odessa rollen. Brosik belegt seinen Platz zwischen anderen Kranken und Verwundeten; man liegt auf Stroh. Ein junger Unterarzt fährt mit, der sich um die maroden oder verwundeten Soldaten kümmert.

«Ihr werdet alle noch einmal in Odessa nachuntersucht», sagt der Unterarzt, als Brosik ihn fragt, was nun geschehen soll und wohin die Fahrt gehe.

Drei Tage lang dauert die Reise, oftmals unterbrochen an kleineren Stationen, wo warmes Essen ausgegeben wird. Man horcht herum und möchte gern wissen, wie die Lage ist. Es heisst, der Russe sei bereits in Rumänien und befände sich in

Jassy. Aus diesem Grunde hat der BVZ auch keine Einfahrt, als Odessa sichtbar wird. Warten auf offener Strecke. Die Soldaten werden unruhig.

Brosik liegt neben dem Unterarzt, ohne dass es Brosik gelungen ist, mit dem jungen Mediziner «warm» zu werden. Dem Unterarzt scheint viel daran zu liegen, in ein schöneres Milieu zu kommen.

Noch während des Aufenthaltes geschieht es, dass der Arzt plötzlich ruft:

«Bei uns muss ein Fleckfieberkranker sein! Die Läuse reisen aus! Hier, schaut her!»

Tatsächlich! Die Läusescharen krabbeln über Decken und den Plankenboden.

Fleckfieber? Wer ist fleckfieberkrank? Alle? Die meisten haben keine Ahnung, wie sich so eine Krankheit auswirkt, die in der Regel von den Kleiderläusen übertragen wird und sich bei vielen als «Exitus» auswirkt.

Gleich nachdem der BVZ in Odessa eintrifft, verschwindet der Unterarzt mit dem Bemerken, er werde mit dem Schiff nach Galati übersetzen. «Macht's gut, Kameraden!» Weg ist er.

Die Fahrt geht nach Bessarabien weiter. Alle paar Stunden wird angehalten. Brosik steigt aus und schaut nach, warum der Zug hält. Tote werden ausgeladen. An jeder Station mindestens zehn. Oft mehr. Man setzt sie ohne sonderliche Zeremonien neben der Bahnstrecke bei.

«Gibt's denn nichts mehr zu fressen?», regen sich die Verwundeten auf. «Sollen wir verhungern? Wir sind doch kein Viehzeug!»

Drei Tage lang steht der Transportzug auf der Strecke. Keiner weiss, warum. Die Unruhe steigert sich und droht zu einer Panik zu werden, denn es kümmert sich niemand um die ausgemergelten Gestalten in den Viehwaggons.

Kein Essen, kein Schluck zu trinken. Und die Schwerverwundeten jammern nach Wasser.

Da summt etwas heran. Alle schauen zum Himmel hinauf. Ein Fiseler Storch krebst näher und landet neben dem Verwundeten zug; ein Generalarzt steigt aus.

«Bleibt ruhig, Leute», sagt er zu den Soldaten. «Bald ist Jassy frei, dann fahrt ihr weiter. Schreibt nach Hause, ich nehme die Post mit!»

Der Generalarzt kann die vielen Kranken und Verwundeten nur trösten, mehr nicht. Von Waggon zu Waggon geht er, spricht mit diesem und jenem, ruft aufmunternde Parolen und verteilt Zigaretten, wartet geduldig, bis die Karten geschrieben sind, und fliegt dann wieder fort.

«Im Nebenwaggon sind drei Tote», sagt Brosiks Nachbar. «Wenn wir nicht bald weiterkommen, haben wir mehr Tote als Lebende im Zug.»

Trostlos, hoffnungslos, verzweifelt ist das Warten auf offener Strecke. Endlich ruckt der Elendszug wieder an, aber er kommt nicht weit.

«Was'n jetzt wieder los?», jammern die Soldaten.

Von vorn kommt die Nachricht, dass der Lokführer weder Wasser noch Kohle habe.

«Zustände wie im alten Rom», flucht ein Obergefreiter, der sich mit einem Schussbruch am rechten Bein herumschleppt. Der Verband ist unsagbar schmutzig, schon seit Tagen nicht mehr gewechselt. Es fehlt einfach an allem! Am meisten an Hoffnung!

«Ich ... ich will einen Pfarrer haben», lallt ein Sterbender. «Einen Pfarrer ... holt ihn mir ...»

«Du hast keine Sünden mehr», sagt der Nebenmann des Sterbenden. «Du hast schon Busse getan, Heinz.»

Der Sterbende weint leise. Als es draussen dunkel wird,

rollt sein Kopf zur Seite. Aus. Die Seele ist ohne priesterlichen Beistand auf die Reise gegangen.

Rechts der Bahnstrecke liegt ein Dorf. Der Sanitätsfeldwebel geht von Waggon zu Waggon:

«Wer hilft mit, Wasser und Holz für die Lok zu holen? Wir müssen uns selber helfen, weiterzukommen!»

Aus jedem Waggon klettern ein paar Gestalten und stellen sich als Wasser- und Holzholer zur Verfügung. Auch Brosik geht mit.

«Unsere Panzer greifen den Iwan bei Jassy an», sagt einer der begleitenden Sanitätsdienstgrade. «Wir müssen Dampf in der Lok haben, wenn das Signal zum Weiterfahren kommt.»

Der Haufen Wasser- und Holzholer setzt sich aus Urlaubern und leichter Erkrankten oder Verwundeten zusammen. Man bildet eine Kette und reicht die vollen Eimer von Hand zu Hand. Dann folgen aufgesammelte Holzprügel; alles wandert zur Lok hinüber, die ja fahrbereit bleiben muss.

In der Nacht vom vierten zum fünften April geht es endlich weiter. Im Fünfzehnkilometer tempo schleicht der Transportzug die Strecke entlang. Gegen Morgen überholt ein Panzerzug den Transport.

Halt!, heisst es wieder. Der Panzerzug soll vorausfahren und die Strecke sichern.

«Partisanen sind da», ruft es plötzlich.

Partisanen! Die Gesichter werden besorgt. Schweigen liegt über dem wartenden Verwundetenzug, ein dumpfes Ahnen überschattet die Gemüter. Partisanen! Wo die auftauchen, gibt's wenig Rettung! Die schonen nichts, nicht einmal das Rote Kreuz auf weissem Grund.

In der nächsten Nacht hört man MG-Feuer. Der weit vorausgefahrene Panzerzug hat Feindberührung. In rascher Folge kra-

chen die Panzerkanonen. Leuchtspur geistert durch die Dunkelheit.

Der Panzerzug steht vor einer gesprengten Schienenstelle und feuert nach allen Seiten. Gegen einen Panzerzug kann man nicht viel ausrichten! Die Partisanen ziehen sich zurück. Gegen Morgen treffen Pioniere ein und flicken die gesprengte Schienenstelle.

«Jassy ist frei!», geht es von Mund zu Mund. «Wir können weiterfahren! Hurra ...!»

Deutsche Panzer haben die rumänische Stadt Jassy vom Feind befreit. Freie Fahrt!

In den Viehwaggons fiebern die Kranken und Verwundeten. Wundbrand stellt sich ein. Kein betäubendes Morphinum ist da. Die Schmerzen toben. Aus den rollenden Waggons gellen Schreie. Ein vor Schmerz irrsinnig Gewordener stürzt sich kopfüber aus dem fahrenden Zug und bleibt tot neben der Strecke liegen.

Welch schauerliche Fracht dieser Zug transportiert! Die Soldaten sterben wie die Fliegen, und da das Lebendige nicht neben dem Gestorbenen liegen will, werden die Leichen auf die Trittbretter und Puffer gelegt. Immer mehr lichten sich die Haufen der noch Lebenden. Ein Elendszug fährt durch das von Partisanen verseuchte Land.

Erst hinter Jassy wird die schauerliche Last von den Trittbrettern und Puffern gehoben und weggeschafft, um auf dem Heldenfriedhof bestattet zu werden. Volksdeutsche sind da, die den Überlebenden dieses Transportes Nahrung geben.

Brosik spricht seit diesen Tagen nicht mehr. In seinen Augen ist es öd und leer geworden; denn das, was die Augen gesehen haben, ist kein Krieg mehr – ist ein Fluch!

Drei Wochen hat die Fahrt von Odessa nach Warschau gedauert. Hier werden die Verwundeten von den Kranken getrennt und sortiert. Brosik gehört zu den Kranken, die in der Sammelstelle West verarztet werden sollen.

Ein Oberarzt entscheidet über die weitere Unterbringung und Behandlung.

«Soldbücher und Krankenzettel bereithalten!», heisst es.

Bei Brosik treten Komplikationen ein; er hat keinen Krankenzettel, sondern nur einen flüchtig bekritzelten Wisch, aus einem Notizblock herausgerissen.

Der Oberarzt ist überarbeitet und nervös. Er schnauzt Brosik an:

«Sie haben ja gar keinen Krankenzettel! So einen Wisch kann jeder ausschreiben!»

Brosik beherrscht sich. «Herr Oberarzt, ich wurde auf ausdrücklichen Befehl des Regimentsarztes von der Front weggeschickt und habe nichts anderes als diesen Wisch hier bekommen.»

«Ihnen fehlt nichts! Sie sind ein Drückeberger! Das ist Ihre Krankheit!» Der Oberarzt haut mit der Faust auf den Tisch. «Raus! Warten Sie vor meinem Dienstzimmer!»

Brosik zittert vor Empörung. Ja hat denn Dr. Klein nicht gewusst, was mir fehlt?, denkt Brosik, während er vor dem Dienstzimmer des Oberarztes sitzt und wartet. Bin ich gar nicht krank? Bin ich unter lauter Idioten geraten? Verdammt noch mal!

Da spürt er, dass es in seiner Hüfte zu ziehen beginnt. Genau wie damals, als er den Gewaltmarsch gemacht hatte! Der Schmerz steigert sich und verkrampft den ganzen Körper.

«Sani...!», röchelt Brosik. «Sani...!» Schweiß bricht ihm aus. Der Körper krümmt sich; jeder Muskel wird Steinhart. Der krampfartige Schmerz ist unerträglich.



Ein Soldat will vorbei und sieht den verkrümmten Mann auf der Bank.

«Mensch, was ist mit dir los?»

Brosik bringt nur ein Ächzen heraus. Der Soldat reißt die Tür auf und schreit hinein: «Kommt mal schnell her, hier geht einer kaputt!»

Man holt Brosik in das Behandlungszimmer; eine Rotkreuzschwester und ein Sanitäter sind da, aber sie haben keine Ahnung, was mit diesem Fall zu machen ist. Der Oberarzt muss her. Der kommt, als Brosik in eine Art Starrkrampf verfallen ist.

«Morphium», befiehlt der Oberarzt.

Gesegnetes Gift! Es hilft. Brosiks geplagter Körper entspannt sich allmählich. Die Sprache kehrt wieder.

«Ich ... ich bin so müde, Schwester», lallt Brosik.

Brosik merkt es nicht mehr, dass man ihn in ein Bett legt; er schläft wie ein Toter.

Als er erwacht, steht die Krankenschwester vorm Bett und schaut auf den Patienten nieder.

«Wo bin ich denn?», fragt Brosik.

Die Krankenschwester sagt ihm, dass er in der Krankensammelstelle West in Warschau liege; der Arzt komme gleich.

Er kommt zehn Minuten später. Auffallend freundlich ist er plötzlich und erkundigt sich:

«Na, wie geht's?»

«Wie soil's einem Simulanten gehen, Herr Oberarzt?»

Sie verstehen mehr davon, wie mir scheint.»

Der Hieb sitzt. Der Oberarzt lächelt betreten und sagt dann: «Nehmen Sie mir die Sache nicht übel, Feldwebel; ich bin aus dem Zettel nicht schlau geworden, den Sie mir gezeigt haben.»

«Wissen Sie wenigstens jetzt, was mit mir los ist?», fragt

Brosik. «Diese Krämpfe sind nicht nur scheusslich, sondern auch blamabel. Bin ich vielleicht 'n Epileptiker?»

Der Arzt überhört die Frage und sagt nur, dass Brosik in der nächsten Woche ins Reservelazarett verlegt werde.

Das Reservelazarett XII liegt in der Vorstadt Warschau, Praga. Brosik wird in die Innere Abteilung gelegt, zu den Nierenkranken.

«Aber ich hab' doch gar nichts mit der Niere, Herr Oberarzt!»

«Das wird die Untersuchung erbringen», lautet die Antwort.

Diese Untersuchung ist ausserordentlich schmerzhaft. Sie wird ohne Betäubung gemacht, und Brosik muss alle Kraft aufwenden, um nicht «abzubauen». Ergebnis: kein Befund.

«Sie bleiben vierzehn Tage zur Beobachtung hier», sagt der Oberarzt. «Dann zurück zur Truppe.»

Brosik sagt nichts. Er spürt nur, dass etwas mit ihm nicht stimmt. Im Blut muss was sein. Müdigkeit schleicht durch den Körper, dann sind es wieder Hitzewellen, denen eiskalte folgen.

Zurück zur Truppe. Na wenn schon! Der Major wird sich freuen ... alle werden sich freuen ... Kilian, Wenk und wie sie heissen. Wo mögen sie jetzt sein? Sicher wieder im Dreck! Eingegraben in einem Schlammloch oder in einem verlausten Dorf.

Brosiks Gedanken wandern noch einmal den weiten Weg zurück, den er mit den Kameraden gegangen ist. In Nizni-Astrachow begann alles, und dann kam's Schlag auf Schlag: immer nur zurück, selten vorwärts ... Leskau, Dachert, Leo Brumme, Leutnant Göbel ... Wo sind sie alle geblieben? So weitab der Heimat. In fremder Erde, die jetzt wieder den eigentlichen Besitzern gehört: den Russen.

Am Abend ruft Brosik die Schwester ans Bett.

«Na, was hat denn das Vögelchen?», lächelt die blasse Frau mit den übernachtigen Augen.

«Mir ist so komisch, Schwester ... aber nicht zum Singen. Ist es hier so heiss, oder kommt mir's nur so vor?»

«Wollen mal nachschauen», sagt sie und steckt ihm das Fieberthermometer unter den Arm.

Nach einer Minute zeigt es bereits 39,5 an. Das Gesicht der Krankenschwester lächelt nicht mehr; die dunkel umränderten Augen schauen sehr ernst.

«Ich hole mal den Stabsarzt», sagt sie und geht.

Brosik wirft die Decke vom Körper und schaut an sich hinab. Du grüne Neune! Wie schaut er aus? Lauter rote Flecke! Am Leib, an den Gliedern.

«Hm ...», macht der herbeieilende Arzt und schaut sich Brosik an. «Sofort verlegen den Mann.»

Brosik hat Fleckfieber. Man schafft ihn ins Seuchenlazarett, wo er, zusammen mit noch fünfzehn Mann, von der Umwelt isoliert ist.

Die Tage verschwimmen mit den Nächten, das hohe Fieber lässt nicht mehr erkennen, was ringsum vorgeht. Brosik schrumpft zu einem Nichts zusammen, das sich nach vielen Wochen endlich wieder in die Wirklichkeit zurücktastet.

Er ist nur noch Haut und Knochen. Mancher, der neben ihm lag, ist nicht mehr, liegt auf dem Friedhof und soll dort das traurige Kapitel dieser Zeit für immer verschlafen.

Immer wieder bleibt er, Brosik, übrig. Gleich, ob's im Stahlgewitter oder in einer Seuche passiert. Aber er ist ein gebrochener Mann, der nur noch kopfschüttelnd an das turbulente Damals zurückdenkt.

Hohlwangig, kein Haar mehr am Kopf, mit nackten Augenbrauen und Lidern sitzt er im Bett und isst lustlos die salzarme

Nierenkost, die ihn wieder auf die knochendürren Beine bringen soll.

«Sie müssen jetzt allmählich aufstehen», sagt die Schwester. «Sie müssen wieder das Gehen lernen.»

Er steht auf und – fällt zusammen. Er wagt es immer wieder, bis die Beine den Körper tragen, und dann versucht er, der monatelang durch Schnee und Eis stapfte, der wieselflink durch die Steppe lief, der mit Tigersätzen aus den Gräben sprang und der allgegenwärtigen Lebensgefahr trotzte mit viel Verstand – dieser Mann lernt jetzt das Gehen.

Nach Monaten fragt der Arzt: «Na, was wollen Sie jetzt essen, Feldweibel? Ein Schnitzel? Oder Schweinefleisch mit Sauerkraut?»

«Einen Salzhering», sagt Brosik.

Ja, es geht Brosik besser. Er kriegt neuen Lebensmut – besonders dann, wenn Hilde geschrieben hat.

«Ich weiss, dass du bald heimkommen wirst», sagt sie mit ihrer klaren, zierlichen Schrift aus, «ich warte auf dich, mein Liebster. Ich werde immer warten – was auch kommen mag!»

In der Stadt braut sich etwas zusammen. Brosik, der mit den Polen gut auskommt und schon einige Freunde erworben hat, hört es aus den Gesprächen heraus. Die Polen hungern. Das, was man ihnen auf den Lebensmittelmarken verspricht, bekommen sie nicht etwa in den Geschäften, nein! Auf dem Schwarzmarkt müssen sie sich das Brot kaufen.

Brosik betätigt sich, um der Langeweile zu entkommen, im Garten. Der Gärtner ist ein alter Pole mit einem ledernen Gesicht; er mag den so ausgezeichnet Polnisch sprechenden Feldweibel und bringt ihm manchmal ein paar Äpfel oder Tomaten als Zusatzkost.

Heute ist Brosik gerade dabei, die Treibhauspflanzen zu giessen, als Mirko Sokoloff hereinkommt und Brosik die Hand auf die Schulter legt.

«Ich werde traurig sein, wenn Sie nicht mehr da sind», sagt Mirko.

«Wer sagt denn, dass ich fortgehe, Mirko?» Brosik dreht den Leitungshahn zu und legt den Schlauch zusammen. «Es wird noch eine Weile dauern, bis man mich entlässt.»

Die dunklen Augen des Polen schauen seltsam forschend in das knochige Gesicht des anderen.

«Sie müssten bald weg von hier, Herr Feldwebel... bald schon.»

«Warum?»

«Daheim ist es besser», sagt Mirko. «Frau wartet auf Sie, Kinder vielleicht auch.»

«Kinder habe ich noch keine, Mirko.»

Der Pole druckst herum, als wolle er etwas sagen, traue sich aber nicht.

«Hast du Sorgen, Mirko?», fragt Brosik.

Mirko schaut um sich, als fürchte er ungebetene Zuhörer; und dann neigt er sich Brosiks Ohr zu:

«In drei Tagen müssen Sie fort sein, Herr Feldwebel ... in drei Tagen!»

Brosik schaut den alten Mann an. Der weiss bestimmt mehr als alle anderen. In Warschau tut sich etwas! In drei Tagen also soll etwas passieren!

«Verraten Sie mich nicht», bittet der alte Gärtner.

Brosik schüttelt nur den Kopf. Am Abend meldet er sich beim Stabsarzt und sagt:

«Kann ich morgen entlassen werden, Herr Stabsarzt?»

Der Arzt schaut den Feldwebel aufmerksam an und antwortet mit der Gegenfrage:

«Haben Sie schon etwas erfahren?»

«Ja. Die Polen wollen einen Aufstand machen. Jemand sagte es mir.»

«Wer?»

Brosik schweigt. Dann schlägt er vor: «Lassen Sie das Lazarett doch räumen, Herr Stabsarzt. So schnell wie möglich.»

«Es wird das Beste sein», sagt der Stabsarzt.

Dr. Kunze arbeitet die ganze Nacht. Alle, die nur irgendwie entlassungsfähig sind, bekommen Genesungsurlaub und die entsprechenden Marschpapiere in die Heimat.

Auch Brosik steht am nächsten Mittag am Warschauer Bahnhof, nichts weiter in der Hand als einen Wäschebeutel.

Die Kettenhunde sind am Werk und sammeln alles auf, was auf zwei Beinen steht und in die Heimat fahren will.

«Ich habe Genesungsurlaub, Herr Unteroffizier», protestiert ein junger, blasser Soldat. «Sie können mich nicht einfach an die Front schicken! Hier – mein Urlaubsschein ist ...»

«Halten Sie den Mund, und tun Sie das, was ich Ihnen sage: Meldung in der Bahnhofswache!» Und damit der junge Soldat ja nicht auf den Gedanken kommt, eine Mücke zu machen, geht gleich ein Kettenhund mit und zeigt den Weg zur Bahnhofswache.

«Soldbuch, Urlaubsschein», schnarrt der Unteroffizier mit dem Schild an der Brust.

Brosik reicht das Gewünschte.

«Tut mir Leid», sagt der Kettenhund, «auch bei der Bahnhofswache melden. Von dortweg werden Sie zur Sammelkompanie abgestellt.»

«Ich bin krank», sagt Brosik.

«Das sagt jeder. Wir haben den Befehl ...»

«Ich habe Fleckfieber», unterbricht Brosik rasch, «wenn Ihnen das nichts ausmacht – bitte sehr.»

Vor Fleckfieber haben alle Angst. Rasch bekommt Brosik Soldbuch und Urlaubsschein zurück, und eine halbe Stunde später sitzt er im Zug.

Langsam verschwindet Warschau aus den Blicken. Brosik lehnt in der Abteilecke und schliesst die Augen.

Heim ... denkt er. Heim geht's ... Diesmal bleibe ich länger. Ich werde mit Hilde nach Bozen fahren ... dort muss doch jetzt die Weinlese sein ...

Der kahlköpfige Mann mit den vorspringenden Wangenknochen lächelt vor sich hin, und dazu poltern die Stahlräder einen beschwingten Rhythmus: Heim geht's ... heim geht's ... Wie weit war der Weg ...